VITTORIO EM. III

FONDO PROVINCIA

NAZIONALE
B. Prov.
XI
51
BIBLIOTECA
VITT. EM. III
NAPOLI

BIBLIOTECA PROVINCIALE
Armadio
Palchetto
Num.° d' ordine 69
23421

N2
1
54

B. Prov.
XI
51

Digitized by Google

Deutsche Liebe.

BIBLIOTECA PROVINCIALE
NAPOLI

643541

BIBLIOTECA PROVINCIALE DI NAPOLI

Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremdlings.

Herausgegeben

und

mit einem Vorwort begleitet

von

Max Müller.

Dritte Auflage.

BIBLIOTECA PROVINCIALE NAPOLI

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1871.

BIBLIOTH... DI ...

Vorwort.

Wer hat sich nicht schon einmal in seinem Leben an einen Schreibtisch gesetzt, wo noch vor kurzem ein anderer saß, der jetzt im Grabe ruht? Wer hat nicht schon einmal die Fächer geöffnet, welche lange Jahre die heiligen Geheimnisse eines Herzens bargen, das jetzt geborgen liegt im heiligen Frieden des Friedhofs? Hier liegen die Briefe, die ihm, dem Theuern, so theuer waren; hier Bilder, Bänder und Bücher mit Zeichen auf jedem Blatte. Wer kann sie jetzt lesen und deuten? Wer kann die verblaßten und verstreuten Blätter dieser Rose wieder zusammenfügen und zu neuem Dufte beleben? Die Flammen, die bei den Griechen die Leichen der Dahingeschiedenen umfingen zu feuriger Verwesung, die Flammen, in welche die Alten alles hineinwarfen, was dem Lebenden einst am liebsten

Digitized by Google

war, sie sind auch jetzt die sicherste Ruhestätte für diese Reliquien. Mit zagender Scheu liest der hinterlassene Freund die Blätter, die kein Auge je gesehen als das, welches jetzt so fest geschlossen ist; und wenn er mit schnellem, kaum lesenden Blick sich überzeugt hat, daß diese Blätter und Briefe nichts enthalten, was die Menschen wichtig nennen, so wirft er sie hastig auf die glühenden Kohlen — sie flammen noch einmal auf, und sie sind dahin!

Aus solchen Flammen sind die folgenden Blätter gerettet. Sie waren zuerst nur für Freunde des Verstorbenen bestimmt, doch haben sie auch unter fremden Menschen Freunde gefunden, und mögen also, da es so sein soll, von neuem in die Fremde wandern. Gern hätte der Herausgeber mehr herausgegeben, aber die Blätter sind zu sehr zerstückelt und zerstört, um sich wieder ordnen und vereinigen zu lassen.

Oxford, im Januar 1866.

Max Müller.

Erſte Erinnerung.

Die Kindheit hat ihre Geheimniſſe und ihre Wunder — aber wer kann ſie erzählen, und wer kann ſie deuten? Wir ſind alle durch dieſen ſtillen Wunderwald gewandert — wir haben alle einſt in ſeliger Betäubung die Augen geöffnet, und die ſchöne Wirklichkeit des Lebens überflutete unſere Seele. Da wußten wir nicht, wo wir waren und wer wir waren — da war die ganze Welt unſer, und wir gehörten der ganzen Welt. Das war ein ewiges Leben — ohne Anfang und ohn' Ende — ohne Stillſtand, ohne Schmerz. Im Herzen war es hell wie Frühlingshimmel, friſch wie Veilchenduft — ſtill und heilig wie ein Sonntagsmorgen.

Und was ſtört dieſen Gottesfrieden des Kindes? Wie kann dies unbewußte und unſchuldige Daſein je

ein Ende nehmen? Was treibt uns heraus aus dieser Seligkeit der Alleinheit und Allgemeinsamkeit, und läßt uns plötzlich allein und einsam im dunkeln Leben?

Sagt nicht mit ernster Stirn, daß es die Sünde sei! Kann denn ein Kind schon sündigen? Sagt lieber, wir wissen's nicht und müssen uns drein ergeben.

Ist es die Sünde, welche die Blüte zur Blume macht, und die Blume zur Frucht, und die Frucht zu Staub?

Ist es die Sünde, welche die Raupe zur Puppe macht, und die Puppe zum Schmetterling, und den Schmetterling zu Staub?

Und ist es die Sünde, welche das Kind zum Manne macht, und den Mann zum Greis, und den Greis — zu Staub? — Und was ist Staub?

Sagt lieber, wir wissen's nicht und müssen uns drein ergeben.

Doch ist's so schön, an den Frühling des Lebens zurückzudenken, in sein Inneres zurückzuschauen — sich zu erinnern. Ja, auch im schwülen Sommer, im trüben Herbst und im kalten Winter des Lebens gibt's

hier und da einen Frühlingstag, und das Herz sagt: „Mir ist's wie Frühling zu Muthe.“ Ein solcher Tag ist's heute — und da lege ich mich hin auf das weiche Moos im duftigen Wald, und strecke die schweren Glieder aus, und schaue hinauf durch das grüne Laub in das mendliche Blau — und denke: Wie war's doch in der Kindheit?

Da scheint alles vergessen — und die ersten Seiten des Gedächtnisses sind wie eine alte Hausbibel. Die ersten Blätter sind ganz verblichen, auch etwas angegriffen und nicht ganz reinlich. Erst wenn wir weiter blättern und zu den Kapiteln kommen, wie Adam und Eva aus dem Paradies vertrieben wurden, da fängt alles an rein und leserlich zu werden. Ja, und könnten wir nur das Titelblatt mit dem Druckort und der Jahreszahl finden! Aber das ist ganz verloren, und statt dessen finden wir nur eine reinliche Abschrift — das ist unser Taufschein — und da steht's, wann wir geboren wurden, und wie unsere Aeltern und Pathen hießen, und das wir uns nicht für Ausgaben sine loco et anno halten dürfen.

Ja, aber der Anfang — wenn es nur keinen Anfang gäbe, denn bei dem Anfang da hört gleich alles Denken und Erinnern auf. Und wenn wir so in die Kindheit, und von der Kindheit in die Unendlichkeit zurückträumen, da ist's als ob der böse Anfang immer weiter fortginge, und die Gedanken laufen hinterher und können doch nie darüber hinwegkommen, sowie ein Kind den Ort sucht, wo der blaue Himmel auf der Erde liegt, und läuft und läuft, und der Himmel läuft immer vor ihm her, und liegt doch immer auf der Erde — aber das Kind wird müde und kommt nie dahin.

Als wir nun aber einmal da waren — da — hier — wie es nun einmal mit uns angefangen hatte — was wissen wir denn da? Ja die Erinnerung schüttelt sich wie ein Pudel, der aus den Wellen taucht und dem das Wasser in die Augen läuft — und er sieht recht wunderlich aus.

Ich glaube aber doch, ich kann mich noch erinnern, als ich zum ersten mal die Sterne sah. Sie mögen mich schon oft vorher gesehen haben, aber

eines Abends da war es mir, als wäre es kalt, obgleich ich meiner Mutter im Schoſe lag — und es ſchüttelte mich, und ich fror, oder ich fürchtete mich; kurz es ging etwas in mir vor, was mein kleines Ich mehr als gewöhnlich auf ſich aufmerkſam machte. Da zeigte mir die Mutter die hellen Sterne, und ich wunderte mich und dachte, das hat doch die Mutter recht hübſch gemacht. Und dann fühlte ich mich wieder warm, und mag wol eingeſchlafen ſein.

Und dann erinnere ich mich, wie ich einmal im Graſe lag und alles um mich her ſich ſchaukelte und nickte, und ſummte und ſchwirrte. Und da kam ein ganzer Schwarm von kleinen vielfüßigen geflügelten Weſen, die ſetzten ſich auf meine Stirn und Augen und ſagten Guten Tag. Da thaten mir aber meine Augen weh und ich rief meine Mutter, und die ſagte: „Armer Junge, wie ihn die Mücken geſtochen haben!“ Da konnte ich die Augen nicht aufmachen und den blauen Himmel nicht mehr ſehen. Aber meine Mutter hatte einen Strauß von friſchen Veilchen in der Hand, und da war es mir, als ob ein dunkelblauer

frischer würziger Duft durch meinen Kopf zöge, und noch jetzt, wenn ich die ersten Veilchen sehe, so erinnere ich mich, und da ist es mir, als müßte ich die Augen schließen, damit der alte dunkelblaue Himmel jener Tage wieder über meine Seele steige.

Ja, und dann erinnere ich mich, wie wieder eine neue Welt sich mir aufthat, und die war schöner als die Sternenwelt und der Veilchenduft. Das war an einem Ostermorgen. Da weckte mich die Mutter früh, und vor dem Fenster stand unsere alte Kirche. Die war nicht schön, aber sie hatte doch ein hohes Dach und einen hohen Thurm, und auf dem Thurm ein goldenes Kreuz, und sah soviel älter und grauer aus als die andern Häuser. Einmal wollte ich auch wissen, wer da drinnen wohnte, und sah hinein durch die eiserne Gitterthür. Da war es aber inwendig ganz leer, und kalt und schaurig — auch nicht Eine Seele im ganzen Haus — und seitdem schauerte es mich immer, wenn ich bei der Thür vorbeikam. Nun an dem Ostermorgen, da hatte es in der Früh geregnet, und dann war die Sonne so recht in voller

Pracht aufgegangen, und da glänzte die alte Kirche mit dem grauen Schieferdach und den hohen Fenstern und dem Thurm mit dem goldenen Kreuz in ganz wunderbarem Schimmer. Auf einmal fing das Licht, das durch die hohen Fenster strömte, zu wogen und zu leben an. Das war aber viel zu hell, als daß man hätte hineinsehen können; und als ich die Augen schloß, da kam das Licht doch in die Seele hinein, und drinnen schien alles zu leuchten und zu duften, und zu singen und zu klingen. Da war es mir, als finge ein neues Leben in mir an, ja, als wäre ich ein anderer Mensch geworden; — und als ich die Mutter fragte, was das sei, so sagte sie, es sei ein Osterlied, das man in der Kirche sänge. Was für ein helles, heiliges Lied es war, das mir damals durch die Seele drang, habe ich nie herausfinden können. Es muß wol ein altes Kirchenlied gewesen sein, wie sie unserm Luther manchmal durch die starre Seele brachen. Wieder gehört habe ich es nie. Aber noch jetzt, wenn ich ein Adagio von Beethoven, oder einen Psalm von Marcello, oder einen Chor von Händel,

ja manchmal, wenn ich im ſchottiſchen Hochland oder in Tirol ein einfaches Lied höre, dann iſt es mir, als ob die hohen Kirchenfenſter wieder leuchteten, und Orgelton in die Seele dränge, und eine neue Welt ſich öffne — ſchöner als Sternenhimmel und Veilchenduft.

Das iſt es, was ich mich aus der erſten Kindheit erinnere — und dazwiſchen ſchwebt ein liebes Muttergeſicht, wol auch der milde ernſte Blick des Vaters — und Gärten, und Weinlaub, und grüner weicher Raſen und ein altes ehrwürdiges Bilderbuch — und das iſt alles, was ich auf den erſten verbleichten Blättern des Gedächtniſſes noch erkennen kann.

Dann aber wird es heller und deutlicher. Namen und Geſtalten treten hervor. Nicht nur Vater und Mutter, ſondern Brüder und Schweſtern, und Freunde und Lehrer — und eine Menge fremder Leute. Ach ja, von den fremden Leuten — da ſteht ſo manches in der Erinnerung geſchrieben!

Zweite Erinnerung.

Nicht weit von unserm Hause und gegenüber der alten Kirche mit dem goldenen Kreuz, da stand ein großes Gebäude, noch größer als die Kirche, und mit vielen Thürmen. Die sahen auch ganz grau und alt aus, aber sie hatten kein goldenes Kreuz, sondern steinerne Adler saßen auf den Spitzen, und eine große weiß und blaue Fahne flatterte auf dem höchsten Thurme gerade über dem hohen Thorweg, wo die Stufen hinaufgingen, und wo an beiden Seiten zwei Soldaten zu Pferd Schildwache hielten. Das Haus hatte viele Fenster, und hinter den Fenstern sah man rothe seidene Vorhänge mit goldenen Quasten, und in dem Hofe standen rings herum die alten Lindenbäume — die überschatteten im Sommer das

graue Mauerwerk mit ihrem grünen Laube, und bestreuten den Rasen mit ihren weißen, duftenden Blüten. Da hatte ich auch oft hinaufgeschaut, und des Abends, wenn die Linden dufteten, und die Fenster erleuchtet waren, sah ich viele Gestalten wie Schatten hin- und herschweben, und Musik tönte von oben herab, und Wagen fuhren vor, aus denen Frauen und Männer herausstiegen und die Treppe hinaufeilten. Die sahen alle so schön und gut aus, und die Männer hatten Sterne auf der Brust, und die Frauen hatten frische Blumen im Haar — und da dachte ich oft: warum gehst du nicht auch hinein?

Eines Tages nun nahm mich mein Vater bei der Hand und sagte: „Wir wollen auf das Schloß gehen. Du mußt aber hübsch artig sein, wenn die Fürstin mit dir spricht, und mußt ihr die Hand küssen.“

Ich war etwa sechs Jahre alt und freute mich, wie man sich nur freuen kann, wenn man sechs Jahre alt ist. Ich hatte mir schon so viele stille Gedanken gemacht über die Schatten, die ich abends

an den erleuchteten Fenstern gesehen, und hatte zu Hause soviel Gutes von dem Fürsten und von der Fürstin gehört, wie sie so gnädig wären und den Armen und Kranken Hülfe und Trost brächten, und wie sie von Gottes Gnaden dazu ausersehen seien, die Guten zu schützen und die Bösen zu strafen. Da hatte ich mir denn längst alles ausgemalt, wie es in dem Schlosse hergehen müsse, und der Fürst und die Fürstin waren mir schon alte Bekannte, die ich so gut kannte wie meinen Nußknacker und meine bleiernen Soldaten.

Das Herz pochte mir, als ich die hohe Treppe mit meinem Vater hinaufstieg, und während er mir noch sagte, daß ich die Fürstin „Hoheit" und den Fürsten „Durchlaucht" nennen müsse, da gingen schon die Thürflügel auf, und vor mir sah ich eine hohe Gestalt mit durchleuchtenden Augen. Sie schien auf mich loszukommen und mir die Hand zu reichen. Ein Ausdruck war in ihrem Gesicht — den hatte ich schon lange gekannt — und ein heimliches Lächeln flog über ihre Wangen. Da hielt es mich nicht mehr, und

während mein Vater noch an der Thür ſtand und, ich wußte nicht warum, ſich tief verbeugte, ſprang mir das Herz in die Kehle und ich lief auf die ſchöne Frau zu und fiel ihr um den Hals und küßte ſie wie meine Mutter. Die ſchöne hohe Frau ließ es ſich auch gern gefallen und ſtreichelte mir das Haar und lächelte. Mein Vater aber nahm mich bei der Hand und zog mich fort und ſagte, ich ſei ſehr unartig und er werde mich nie wieder hierherbringen. Da wurde es mir ganz wirr im Kopfe und das Blut flog mir in die Wangen, denn ich fühlte, daß mein Vater mir unrecht that. Und ich ſah die Fürſtin an, daß ſie mich vertheidigen ſollte; aber auf ihrem Geſicht lag ein Ausdruck milden Ernſtes. Und dann blickte ich auf die Herren und Damen, die im Zimmer waren, und glaubte, daß ſie mir beiſtehen würden. Aber wie ich ſie anſah, da ſah ich, daß ſie alle lachten. Da traten mir die Thränen in die Augen und ich lief fort, zur Thür hinaus, die Treppe hinunter, bei den Lindenbäumen auf dem Schloßhof vorbei und nach Hauſe, bis ich zu meiner Mutter kam

und mich in ihre Arme warf, und ſchluchzte und weinte.

„Und was iſt dir geſchehen?“ ſagte ſie.

„Ach Mutter“, rief ich, „ich war bei der Fürſtin — und ſie war eine ſo gute und ſchöne Frau, ſo ganz wie du, meine liebe Mutter, und da mußte ich ihr um den Hals fallen und ſie küſſen.“

„Ja“, ſagte meine Mutter, das hätteſt du nicht thun ſollen, denn das ſind fremde Leute und hohe Herrſchaften.“

„Und was ſind denn fremde Leute?“ ſagte ich. „Darf ich denn nicht alle Menſchen liebhaben, die mich mit ihren lieben freundlichen Augen anſehen?“

„Liebhaben darfſt du ſie, mein Sohn“, erwiderte die Mutter; „aber du darfſt es nicht zeigen.“

„Und iſt es denn etwas Unrechtes“, fragte ich, „daß ich die Menſchen liebhabe? Und warum darf ich es denn nicht zeigen?“

„Nun, du haſt ſchon recht“, ſagte ſie; „aber du mußt thun, was dir dein Vater ſagt, und wenn du älter wirſt, ſo wirſt du es ſchon begreifen, warum

du nicht allen ſchönen Frauen mit lieben freundlichen Augen um den Hals fallen kannſt.“

Das war ein trüber Tag. Der Vater kam nach Hauſe und blieb dabei, ich ſei ungezogen geweſen. Am Abend brachte mich die Mutter zu Bett und ich betete, aber ich konnte nicht ſchlafen und dachte immer, was denn die fremden Menſchen ſeien, die man nicht liebhaben dürfe — — —.

Du armes Menſchenherz! ſo werden dir ſchon im Lenze die Blätter geknickt und die Federn aus den Flügeln geriſſen! Wenn das Frühroth des Lebens den heimlichen Kelch der Seele öffnet, ſo duftet alles im Innern von Liebe. Wir lernen ſtehen und gehen, und ſprechen und leſen; aber Liebe lehrt uns niemand. Die gehört uns wie das Leben, ja, man ſagt, ſie ſei der tiefſte Grund unſers Daſeins. Wie die Himmelskörper ſich anziehen und zueinander neigen, und von dem ewigen Geſetze der Schwerkraft zuſammengehalten werden, ſo neigen ſich auch die Himmelsſeelen zueinander, und ziehen ſich an, und werden zu-

ſammengehalten von dem ewigen Geſetz der Liebe. Eine Blume kann nicht blühen ohne Sonnenſchein, und ein Menſch kann nicht leben ohne Liebe. Müßte das Herz des Kindes nicht vor Angſt brechen, wenn der erſte kalte Schauer dieſer fremden Welt es anweht; leuchtete ihm nicht aus dem Mutterauge und aus dem Auge des Vaters das warme Sonnenlicht der Liebe entgegen — wie ein milder Widerſchein des göttlichen Lichts und der göttlichen Liebe? Und die Sehnſucht, die dann im Kinde erwacht, das iſt die reinſte und tiefſte Liebe. Das iſt die Liebe, die die ganze Welt umfaßt; die aufleuchtet, wo zwei offene Menſchenaugen ihr entgegenleuchten, die auffauchzt, wo ſie Menſchenſtimmen hört. Das iſt die alte unermeßliche Liebe, ein tiefer Brunnen, den noch kein Loth ergründet, eine Quelle von unerſchöpflichem Reichthum. Wer ſie kennt, der weiß auch, daß es in der Liebe kein Maß gibt, kein Mehr und kein Minder, ſondern daß, wer liebt, nur von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und aus ganzem Gemüth lieben kann.

Doch ach, wie wenig bleibt von dieſer Liebe, ehe wir nur den halben Weg unſerer Lebensreiſe vollendet haben! Schon das Kind lernt, daß es fremde Menſchen gibt, und hört auf ein Kind zu ſein. Der Bronnen der Liebe wird verdeckt, und mit den Jahren wird er ganz verſchüttet. Unſere Augen leuchten nicht mehr, ſondern ernſt und matt gehen wir auf lärmenden Straßen aneinander vorüber. Wir grüßen kaum, denn wir wiſſen, wie ſcharf es in die Seele ſchneidet, wenn ein Gruß unerwidert bleibt, und wie wehe es thut, von denen zu ſcheiden, die wir einmal gegrüßt und deren Hand wir gedrückt haben. Die Flügel der Seele verlieren ihre Federn — die Blätter der Blume werden faſt alle geknickt und verwelken — und aus dem unerſchöpflichen Bronnen der Liebe bleiben uns nur noch ein paar Tropfen übrig, die uns die Zunge kühlen, daß wir nicht ganz verſchmachten. Die Tropfen nennen wir dann auch noch Liebe. Aber das iſt nicht mehr die reine, volle, frohe Kindesliebe. Es iſt Liebe mit Angſt und Noth — brennende Glut, lodernde Leidenſchaft —

Digitized by Google

Liebe, die ſich ſelbſt verzehrt, wie der Regentropfen auf heißem Sande — Liebe, die begehrt; nicht Liebe, die ſich hingibt — Liebe, die fragt: Willſt du mein ſein? — Nicht Liebe, die ſagt: Ich muß dein ſein! — Verſelbſtete, verzweifelte Liebe iſt es! Und das iſt die Liebe, welche die Dichter beſingen und der die Jünglinge und Mädchen glauben — ein Feuer, das auf- und niederlodert, aber nicht wärmt und nichts zurückläßt als Rauch und Aſche. Wir alle haben einſt geglaubt, daß dieſe Raketen Sonnenſtrahlen der ewigen Liebe ſind. Aber je heller der Schein, deſto dunkler die Nacht, die folgt.

Und dann, wenn alles ringsumher dunkel wird, wenn wir uns recht einſam fühlen, wenn alle Menſchen links und rechts an uns vorübergehen und uns nicht kennen, dann ſteigt zuweilen ein vergeſſenes Gefühl in der Bruſt empor, und wir wiſſen nicht was es iſt, denn es iſt ja weder Liebe noch Freundſchaft. „Kennſt du mich nicht?“ möchte man jedem zurufen, der fremd und kalt an uns vorübergeht. Da fühlt man, wie der Menſch dem Menſchen näher iſt als

Bruder dem Bruder, Vater dem Sohn, Freund dem Freunde. Und wie eine alte heilige Sage klingt es durch unsere Seele, daß die fremden Menschen unsere Nächsten sind. Und warum müssen wir schweigend an ihnen vorübergehen? — Wir wissen es nicht und müssen uns darein ergeben. Versuche es, wenn zwei Züge auf eisernen Schienen aneinander vorübersausen, und du siehst ein bekanntes Auge, das dich grüßen will — versuche es die Hand auszustrecken und die Hand deines Freundes zu drücken, der an dir vorüberfliegt — versuche es, und du wirst vielleicht verstehen, warum der Mensch hienieden schweigend beim Menschen vorübergeht.

Da sagt ein alter Weiser: „Ich sah die Splitter eines gescheiterten Nachen auf dem Meere schwimmen. Nur wenige treffen sich und halten eine Zeit lang zusammen. Dann kommt ein Sturm und treibt sie gen Osten und Westen, und hienieden treffen sie sich niemals wieder. So ist es auch mit den Menschen. Doch den großen Schiffbruch hat niemand gesehen."

Dritte Erinnerung.

Die Wolken am Himmel der Kindheit dauern nicht lange, und nach einem kurzen, warmen Thränenregen sind sie verschwunden. So war ich bald wieder auf dem Schlosse und die Fürstin gab mir ihre Hand, die ich küssen durfte, und dann brachte sie ihre Kinder, die jungen Prinzen und Prinzessinnen, und wir spielten zusammen, als hätten wir uns schon seit Jahren gekannt. Das waren glückliche Tage, wenn ich nach der Schulzeit — denn ich ging nun schon in die Schule — auf das Schloß gehen durfte, um zu spielen. Da hatten wir alles, was das Herz begehrte. Spielsachen, die mir die Mutter an den Ladenfenstern gezeigt hatte und von denen sie mir erzählte, sie wären so theuer, daß arme

Leute eine ganze Woche von dem Gelde leben könnten, was sie kosteten, die fand ich auf dem Schlosse, und wenn ich die Fürstin bat, so durfte ich sie mit nach Hause nehmen und der Mutter zeigen, oder auch sie ganz behalten. Schöne Bilderbücher, die ich beim Buchhändler mit dem Vater gesehen, die aber nur für sehr gute Kinder waren, die konnte ich auf dem Schlosse hin- und herblättern und stundenlang betrachten. Und alles, was den jungen Prinzen gehörte, das gehörte auch mir. So glaubte ich wenigstens. Denn ich durfte nicht nur was ich wollte mit mir wegnehmen, sondern verschenkte die Spielsachen auch oft wieder an andere Kinder; kurz, ich war ein junger Communist im vollen Sinne des Wortes. Einmal nur, erinnere ich mich, da hatte die Fürstin eine goldene Schlange, die schmiegte sich um ihren Arm, als wäre sie lebendig, und die gab sie uns zum Spielen. Als ich nun nach Hause ging, da legte ich mir die Schlange um meinen Arm und dachte, ich könnte der Mutter einen rechten Schreck damit machen. Unterwegs aber treffe ich eine Frau,

die ſieht meine goldene Schlange und bittet mich, ſie ihr zu zeigen; und dann ſagte ſie, wenn ſie die goldene Schlange behalten dürfte, ſo könne ſie ihren Mann aus dem Gefängniß löſen. Da beſann ich mich natürlich keine Minute, ſondern lief fort und ließ die Frau allein mit dem goldenen Schlangenarmband. Da war den nächſten Tag viel Aufhebens, und die arme Frau wurde auf das Schloß gebracht und weinte, und die Leute ſagten, ſie hätte mir das Armband geſtohlen. Ich wurde aber darüber ſehr ärgerlich und erzählte mit heiligem Eifer, wie ich ihr das Armband geſchenkt habe, und daß ich es auch nicht wiederhaben wolle. Was weiter damit geſchah, weiß ich nicht, erinnere mich aber doch, daß ich ſeitdem der Fürſtin alles zeigte, was ich mit nach Hauſe nahm.

Es dauerte aber lange, ehe ſich meine Begriffe von Meum und Tuum ganz entwickelten, und noch ſpät verſchwammen ſie ineinander, ſowie ich auch lange die blaue und rothe Farbe nicht unterſcheiden konnte. Das letzte mal, wo ich mich erinnere, daß mich meine Freunde hierüber auslachten, war, als

mir meine Mutter Geld gegeben hatte, um Aepfel zu kaufen. Sie gab mir einen Groschen. Die Aepfel kosteten aber nur einen Sechser, und als ich der Frau den Groschen gab, sagte sie ganz betrübt, wie mir schien, daß sie den lieben langen Tag noch nichts verkauft habe und mir keinen Sechser herausgeben könne. Sie wollte, ich sollte ihr für einen Groschen abkaufen. Da fiel mir ein, daß ich noch einen Sechser in der Tasche hatte, und ganz vergnügt, daß ich das schwierige Problem gelöst habe, gab ich ihn der Frau und sagte: „Nun kannst du mir einen Sechser herausgeben.“ Sie verstand mich aber so wenig, daß sie mir den Groschen zurückgab und den Sechser behielt.

In der Zeit nun, als ich fast täglich zu den jungen Prinzen auf das Schloß ging, um zu spielen, dann auch um mit ihnen französisch zu lernen, da tritt noch eine andere Gestalt in meine Erinnernng hinein — das war die Tochter des Fürsten, die Gräfin Maria. Ihre Mutter war bald nach der Geburt des Kindes gestorben, und der Fürst hatte

sich später wieder verheirathet. Wann ich sie zum ersten mal gesehen, das weiß ich nicht. Sie tritt langsam und allmählich aus dem Dunkel des Gedächtnisses hervor — zuerst wie ein luftiger Schatten, der mehr und mehr an Ausdruck gewinnt, mir näher und näher rückt, und endlich vor meiner Seele steht wie der Mond, der plötzlich in einer stürmischen Nacht die Wolkenschleier über sein Haupt zurückwirft. Sie war immer krank und leidend und schweigsam, und ich habe sie nie anders gesehen als auf ihrem Ruhebett ausgestreckt, auf dem sie zwei Träger in unser Zimmer brachten und, wenn sie müde war, sie wieder hinaustrugen. Da lag sie in ihrem vollen weißen Gewande, die Hände meist gefaltet, und ihr Gesicht war so blaß und doch so mild und schön, und ihre Augen waren so tief und unerforschlich, daß ich oft in Gedanken versunken vor ihr stand und sie anblickte und mich fragte, ob sie wol auch zu den fremden Menschen gehöre. Und dann legte sie manchmal ihre Hand auf meinen Kopf, und dann war es mir, als rieselte etwas durch alle meine Glieder, und

ich konnte nicht fort und konnte nichts ſagen, ſondern mußte nur immer in ihre tiefen, unerforſchlichen Augen ſehen. Sie ſprach nur wenig mit uns, aber ihre Blicke folgten unſerm Spielen, und wenn wir auch noch ſo ſehr tobten und lärmten, ſo klagte ſie doch nie, ſondern hielt nur ihre Hände über ihre weiße Stirn und ſchloß die Augen, als ob ſie ſchliefe. An manchen Tagen aber, da ſagte ſie, es ſei ihr wohler, und dann ſaß ſie aufrecht auf ihrem Ruhebette, und dann lag es wie Morgenroth auf ihrem Geſicht, und ſie ſprach mit uns und erzählte uns wunderbare Geſchichten. Wie alt ſie damals war, das weiß ich nicht. Sie war wie ein Kind, denn ſie war ſo hülflos, und ſie war doch ſo ernſt und ſtill, daß ſie kein Kind mehr ſein konnte. Wenn die Leute von ihr ſprachen, ſo ſprachen ſie unwillkürlich leiſe und ſanft. Sie nannten ſie den Engel, und nie hörte ich etwas von ihr ſagen als Gutes und Liebes. Oft, wenn ich ſie ſo hülflos und ſchweigſam liegen ſah und dachte, daß ſie nie in ihrem Leben würde gehen können, und daß es für ſie keine Arbeit und keine

Freude gebe, und man sie auf ihrem Ruhebette hin- und hertragen werde, bis man sie einst auf ihr ewiges Ruhebett lege, da fragte ich mich, warum sie wol auf diese Welt geschickt worden sei, da sie ja so sanft im Schose der Engel hätte ruhen können: die hätten sie auf ihren weichen Flügeln durch die Luft getragen, wie ich dies auf manchen Heiligenbildern gesehen hatte. Und dann fühlte ich, als ob ich ihr einen Theil ihrer Leiden abnehmen müßte, damit sie nicht allein litte, sondern wir mit ihr. Aber sagen konnte ich ihr das alles nicht, denn ich wußte es eigentlich selbst nicht. Ich fühlte nur etwas; das war nicht, als ob ich ihr um den Hals fallen müßte — das durfte niemand, denn das hätte ihr weh gethan. Aber es war mir, als wenn ich für sie so recht vom tiefsten Herzensgrunde hätte beten können, daß sie erlöst werde von ihren Leiden.

An einem warmen Frühlingstage, da ward sie auch in unser Zimmer getragen. Sie sah recht blaß aus, aber ihre Augen waren tiefer und lichter als je, und sie saß auf ihrem Ruhebett und rief uns zu

ſich. „Es iſt heute mein Geburtstag", ſagte ſie, „und ich bin in der Frühe eingeſegnet worden. Nun iſt es ja möglich", fuhr ſie fort, indem ſie ihren Vater lächelnd anblickte, „daß mich Gott bald zu ſich ruft — obgleich ich gern noch recht lange bei euch bliebe. Aber wenn ich einmal von euch fortgehe, ſo möchte ich, daß ihr mich nicht ganz vergeßt, und darum habe ich für jeden von euch einen Ring gebracht, den müßt ihr jetzt auf dem Zeigefinger tragen, und wenn ihr größer werdet, ſo rückt ihr ihn immer weiter, bis er nur noch auf den kleinen Finger paßt — aber da müßt ihr ihn zeitlebens tragen."

Mit dieſen Worten nahm ſie fünf Ringe, die ſie an ihren Fingern trug, und zog einen nach dem andern ab, und ſah ſo wehmüthig und doch ſo freundlich aus, daß ich die Augen zudrückte, um nicht zu weinen. Sie gab den erſten Ring ihrem älteſten Bruder und küßte ihn, und dann den zweiten und dritten den beiden Prinzeſſinnen, und den vierten gab ſie dem jüngſten Prinzen, und küßte ſie alle, wenn ſie ihnen die Ringe gab. Ich ſtand dabei und blickte

unverwandt auf ihre weiße Hand und sah, daß sie noch einen Ring am Finger habe; aber sie lehnte sich zurück und schien ermattet. Da traf mein Auge das ihrige, und wie die Augen eines Kindes so laut sprechen, so mußte sie wol hören, was in mir vorging. Den letzten Ring hätte ich viel lieber nicht gehabt, aber ich fühlte, daß ich ein Fremder sei, daß ich nicht zu ihr gehöre, daß sie mich nicht so liebhabe als ihre Brüder und Schwestern. Da that mir etwas in der Brust weh, als ob eine Ader spränge, oder ein Nerv zerschnitten würde — und ich wußte nicht, wo ich hinsehen sollte, um meine Noth zu verbergen.

Sie aber richtete sich auf und legte ihre Hand auf meine Stirn, und sah mir so tief in die Augen hinein, daß ich fühlte, es sei auch kein Gedanke in mir, den sie nicht sähe. Langsam zog sie den letzten Ring von ihrem Finger und gab ihn mir und sagte: „Den wollte ich mit mir nehmen, wenn ich von euch gehe — aber es ist besser, daß du ihn trägst und an mich denkst, wenn ich nicht mehr bei euch bin. Lies die Worte, die auf dem Ringe geschrieben stehen:

«Wie Gott will.» Du haſt ein wildes und ein weiches Herz. Möge das Leben es zähmen, aber nicht verhärten.“ Und dabei küßte ſie mich wie ihren Bruder, und gab mir den Ring.

Was da alles in mir vorging, das weiß ich wahrlich nicht. Ich war damals ſchon zum Knaben herangewachſen, und die ſanfte Schönheit des leidenden Engels war nicht ohne Reiz auf mein junges Herz geblieben. Ich liebte ſie, ſo wie ein Knabe lieben kann — und Knaben lieben mit einer Innigkeit, Wahrheit und Reinheit, die nur wenige im Jünglings- und Mannesalter bewahren. Aber ich glaubte, ſie gehöre zu den fremden Menſchen, denen man nicht ſagen dürfe, daß man ſie liebe. Die ernſten Worte, die ſie zu mir ſprach, vernahm ich kaum; ich fühlte nur, daß ihre Seele meiner Seele ſo nahe war, als zwei menſchliche Seelen ſein können. Alle Bitterkeit war aus meinem Herzen verſchwunden, ich fühlte mich nicht mehr allein, nicht fremd, nicht ausgeſchloſſen, ſondern bei ihr, mit ihr und in ihr. Dann dachte ich, daß es ihr ein Opfer ſei, mir den Ring

Digitized by Google

zu geben, und daß ſie ihn gern mit ſich ins Grab genommen hätte. Und da trat ein Gefühl vor meine Seele, das überwogte alle andern Gefühle, und ich ſagte mit zagender Stimme: „Den Ring mußt du behalten, wenn du ihn mir ſchenken willſt. Denn was dein iſt, das iſt mein.“ Sie ſah mich eine Weile verwundert und nachdenkend an. Dann nahm ſie den Ring, ſteckte ihn an ihren Finger, küßte mich nochmals auf die Stirn und ſagte leiſe zu mir: „Du weißt nicht, was du ſagſt. Lerne dich verſtehen — und du wirſt glücklich ſein, und viele glücklich machen.“

Vierte Erinnerung.

Jedes Leben hat ſeine Jahre, während welcher man wie auf einer ſtaubigen einförmigen Pappelallee vorwärts geht, ohne zu wiſſen, wo man iſt und von denen in der Erinnerung nichts übrigbleibt als das traurige Gefühl, daß man weitergekommen und älter geworden. Solange der Fluß des Lebens ruhig hinläuft, ſo bleibt er derſelbe Fluß, und nur die Landſchaft an beiden Ufern ſcheint zu wechſeln. Dann kommen aber die Waſſerfälle des Lebens. Die bleiben in der Erinnerung haften, und auch wenn wir ſchon weit über ſie hinaus ſind und dem ſtillen Meere der Ewigkeit näher und näher rücken, ſo iſt es doch, als hörten wir von fern noch ihr Rauſchen, und Toben; ja wir fühlen, daß die Kraft des Lebens,

die uns bleibt und uns vorwärts treibt, noch immer von jenen Wasserfällen her ihre Quelle und Nahrung zieht.

Die Schulzeit war vorüber, und die ersten Flitterjahre des Universitätslebens waren vorüber — und manche schöne Lebensträume waren auch vorüber — aber eins war geblieben: Glaube an Gott und an die Menschen. Das Leben war wol anders, als man es sich in seinem kleinen Gehirn gedacht hatte; aber dafür hatte auch alles eine höhere Weihe erhalten, und gerade das Unbegreifliche und Schmerzliche im Leben war mir zum Beweis der Allgegenwart des Göttlichen im Irdischen geworden. „Es widerfährt dir nicht das Geringste, es sei denn daß Gott es wolle", das war die kurze Lebensweisheit, die ich mir gesammelt hatte.

Nun kam ich während der Sommerferien wieder in meine kleine Vaterstadt. Was für eine Freude doch das Wiedersehen ist! Das hat noch keiner erklärt, aber das Wiedersehen, das Wiederfinden, das Sicherinnern, ist das Geheimniß fast von allen Freu-

den und von allem Genuß. Was man zum erſten mal ſieht, oder hört, oder ſchmeckt, das mag ſchön und groß und angenehm ſein; aber es iſt zu neu, es überraſcht uns, man hat noch keine Ruhe dabei, und die Anſtrengung des Genuſſes iſt größer als der Genuß ſelbſt. Aber ſo ein altes Muſikſtück nach vielen Jahren einmal wieder zu hören, wo man jede Note vergeſſen zu haben glaubt, und doch, ſowie ſie kommt, ſie wie einen alten Bekannten grüßt — oder nach Jahren einmal wieder vor der Madonna di San-Siſto in Dresden ſtehen und dann alle die Gefühle erwachen zu laſſen, welche der unendliche Blick des Kindes Jahr nach Jahr in uns erweckt hatte — oder ſelbſt eine Blume wieder zu riechen, oder ein Gericht wieder zu koſten, an welche man ſeit der Schulzeit nie wieder gedacht hatte, das macht einem eine ſo innerliche Freude, daß man nicht weiß, ob man ſich mehr über den gegenwärtigen Eindruck oder über die alte Erinnerung freut. Und nun trete man nach langen Jahren einmal wieder in ſeine Vaterſtadt, ja, da ſchwimmt ja die Seele unbewußt in einem Meere

von Erinnerungen, und die tanzenden Wellen ſchaukeln ſie träumend vorüber bei den Ufern längſtvergangener Zeiten. Die Thurmuhr ſchlägt und man fühlt, als ob man zu ſpät ſei für die Schule, und erholt ſich dann von dem Schreck, und freut ſich, daß die Angſt vorüber iſt. Ein Hund läuft über die Straße — das iſt derſelbe Hund, dem man vor zeiten ſo weit aus dem Wege gegangen iſt. Hier ſitzt die alte Hökerin, deren Aepfel uns ſonſt in Verſuchung führten, und noch jetzt, trotz allen Staubes, der auf ihnen liegt, glaubt man, ſie müßten beſſer ſchmecken als alle Aepfel der Welt. Dort hat man ein Haus weggeriſſen und ein neues gebaut — das war das Haus, wo unſer alter Muſiklehrer wohnte; der iſt geſtorben, — und doch wie ſchön war es, wenn wir hier am Sommerabend unter dem Fenſter ſtanden und zuhörten, wie die treue Seele, wenn die Stunden des Tags vorüber waren, ſich etwas zugute that und phantaſirte und wie eine Dampfmaſchine alle den überflüſſigen und den Tag über angeſammelten Dampf tobend und brauſend von ſich ließ. Und hier in

dieſem kleinen Laubengang — und er ſchien damals ſoviel größer — hier war es, als ich eines Abends ſpät nach Hauſe kam, da traf ich die ſchöne Tochter unſers Nachbars. Ja, die hätte ich damals nie anzuſehen oder anzureden gewagt; aber wir Jungen in der Schule ſprachen gar oft von ihr und nannten ſie das ſchöne Mädchen, und wenn ich ſie von weitem auf der Straße kommen ſah, ſo war ich ſo ſelig, daß ich gar nicht daran denken konnte, ihr jemals nahe zu treten. Ja, und hier in dieſem kleinen Laubengang, der nach dem Kirchhof führt, hier traf ich ſie eines Abends, und ſie nahm mich beim Arm, obgleich wir doch nie vorher zuſammengeſprochen hatten, und ſagte, ſie wollte mit mir nach Hauſe gehen. Ich glaube, ich habe den ganzen Weg kein einziges Wort geſprochen, und ſie wol auch nicht; aber ich war ſo glücklich, daß ſelbſt jetzt nach vielen Jahren, wenn ich daran denke, ſo möchte ich, die Zeit wäre wieder da, und man könne wieder einmal ſo ſchweigend und ſelig mit „dem ſchönen Mädchen“ nach Hauſe gehen.

Digitized by Google

Und so kommt eine Erinnerung nach der andern, bis uns die Wellen über den Kopf zusammenschlagen und ein langer Seufzer aus der Brust dringt, der uns mahnt, daß wir vor lauter Denken selbst das Athmen vergessen haben. Dann schwindet auf einmal die ganze Traumwelt wie auferstandene Schatten beim Krähen des Hahns.

Wie ich nun bei dem alten Schlosse vorüberkam, und bei den Lindenbäumen, und sah die Schildwachen auf ihren Pferden, und die hohe Treppe — was stiegen da für Erinnerungen in der Seele empor — und wie hatte sich hier alles verändert! Schon seit vielen Jahren war ich nicht mehr auf dem Schlosse gewesen. Die Fürstin war gestorben, der Fürst hatte die Regierung aufgegeben und sich nach Italien zurückgezogen, der älteste Prinz, mit dem ich herangewachsen, war Regent geworden. Seine Umgebung bestand aus jungen Edelleuten und Offizieren, deren Unterhaltung ihm lieb war und deren Gesellschaft seinen frühern Spielgenossen ihm bald entfremdet hatte. Andere Umstände traten dazu, um unsere

Jugendfreundschaft zu lockern. Wie jeder junge Mann, der zuerst die Gebrechen des deutschen Volkslebens und die Verbrechen der deutschen Regierungen erkennt, hatte ich bald einige Phrasen der liberalen Partei mir angeeignet, und diese klangen bei Hofe ungefähr wie unanständige Ausdrücke in einer ehrbaren Predigerfamilie. Kurz, seit vielen Jahren war ich die Treppe nicht mehr hinaufgestiegen. Und doch wohnte in dem Schlosse ein Wesen, dessen Namen ich fast täglich nannte und dessen Andenken mir fast unaufhörlich gegenwärtig war. Ich hatte mich schon lange an den Gedanken gewöhnt, daß ich sie in diesem Leben nie wiedersehen werde, ja, sie war mir zu einer Gestalt herangewachsen, von der ich wußte, daß sie in der Wirklichkeit nicht bestehe und nicht bestehen könne. Sie war mein guter Engel geworden — mein anderes Ich, zu dem ich sprach, anstatt mit mir selbst zu sprechen. Wie sie dazu gekommen war, das konnte ich mir selbst nicht erklären, denn ich kannte sie fast gar nicht, und nur wie das Auge zuweilen die Wolken in Gestalten verwandelt, so fühlte

ich, hatte meine Einbildung dieſe duftige Erſcheinung am Himmel meiner Kindheit hervorgezaubert, und aus den leiſe angedeuteten Linien der Wirklichkeit ein vollſtändiges Bild der Phantaſie herausgeleſen. Mein ganzes Denken war unwillkürlich zu einem Zwiegeſpräch mit ihr geworden, und alles was gut in mir war, alles wonach ich ſtrebte, alles woran ich glaubte, mein ganzes beſſeres Ich, das gehörte ihr, das gab ich ihr, das kam aus ihrem Munde, aus dem Munde meines guten Engels.

Kaum war ich einige Tage im älterlichen Hauſe geweſen, ſo erhielt ich eines Morgens einen Brief. Er war engliſch geſchrieben und kam von der Gräfin Maria.

Dear Friend,

I hear you are with us for a short time. We have not met for many years, and if it is agreable to you, I should like to see an old friend again. You will find me alone this afternoon in the Swiss Cottage.

Yours sincerely,

Maria.

Ich ſchrieb augenblicklich zurück, ebenfalls engliſch, daß ich nachmittags meine Aufwartung machen würde.

Das Schweizerhaus bildete einen Flügel des Schloſſes, der nach dem Garten hinauslag und wohin man gelangen konnte, ohne durch den Schloßhof zu gehen. Es war fünf Uhr, als ich durch den Garten ging und mich dem Hauſe näherte. Ich kämpfte alle Gefühle nieder und bereitete mich auf eine förmliche Unterhaltung vor. Ich ſuchte meinen guten Engel in mir zu beruhigen und ihm zu beweiſen, daß dieſe Dame gar nichts mit ihm zu thun habe. Und doch fühlte ich mich recht unbehaglich, und auch mein guter Engel wollte mir keinen Muth zuſprechen. Endlich faßte ich mir ein Herz, murmelte etwas vor mir hin von der Maskerade des Lebens und klopfte an die Thür, die halb offen ſtand.

Es war niemand im Zimmer, als eine Dame, die ich nicht kannte, und die mich ebenfalls engliſch anredete und mir ſagte, die Gräfin werde augenblicklich hier ſein. Dann ging ſie, und ich war allein und hatte Zeit mich umzuſehen.

Die Wände des Zimmers waren von Eichenholz, und ringsherum lief ein geflochtenes Gitter, an dem sich ein voller breitblätteriger Epheu um das ganze Zimmer herumschlang. Die Tische und Stühle waren alle von Eichenholz und geschnitzt. Der Fußboden war getäfeltes Holzwerk. Es machte einen eigenen Eindruck, soviel Bekanntes in diesem Zimmer zu sehen. Manche Sachen waren mir aus unserm alten Spielzimmer auf dem Schlosse bekannt, aber andere, namentlich die Bilder, waren neu, und doch waren es dieselben Bilder, die ich selbst auf der Universität in meinem Zimmer hatte. Da hingen über dem Flügel die Bilder von Beethoven, von Händel und Mendelssohn — gerade dieselben, die ich mir gewählt hatte. In einer Ecke sah ich die Venus von Milo, die ich immer für die schönste Statue des Alterthums gehalten. Hier auf dem Tische lagen Bände von Dante, von Shakspeare, Tauler's Predigten, die „Deutsche Theologie", Rückert's Gedichte, Tennyson und Burns, Carlyle's „Past and Present" — lauter Bücher, die in meiner Stube lagen, und die ich erst vor kurzem alle in meinen

Händen gehabt hatte. Ich fing an, nachdenklich zu werden, doch schüttelte ich meine Gedanken wieder ab, und stand eben vor dem Bilde der verstorbenen Fürstin, als die Thür sich öffnete — und zwei Träger, dieselben, die ich als Kind so oft gesehen, brachten die Gräfin auf ihrem Ruhebette in das Zimmer.

Welch eine Erscheinung! — Sie sagte nichts, und ihr Gesicht war ruhig wie ein See, bis die Träger das Zimmer verlassen hatten. Dann wandten sich ihre Augen zu mir — die alten tiefen, unerforschlichen Augen —, ihr Gesicht wurde lebendiger mit jedem Augenblick, und endlich lächelte ihr ganzes Antlitz, und sie sagte:

„Wir sind alte Freunde — ich glaube, wir haben uns nicht verändert — ich kann nicht Sie sagen — und wenn ich nicht Du sagen darf, so müssen wir englisch sprechen. Do you unterstand me?“

Auf diesen Empfang war ich nicht gefaßt, doch ich sah, hier war kein Maskenball — hier war eine Seele, die sich nach einer Seele sehnte — hier war ein Grüßen, wie wenn zwei Freunde sich trotz ihrer

Verkleidung, trotz ihrer ſchwarzen Maske, am bloßen Blick des Auges erkennen — ich ergriff ihre Hand, die ſie mir entgegenſtreckte, und ſagte: „Wenn man zu den Engeln ſpricht, ſo kann man nicht Sie ſagen.“

Und doch wie eigen iſt die Gewalt der Formen und Gewohnheiten des Lebens, wie ſchwer iſt es, ſelbſt mit den verwandteſten Seelen die Sprache der Natur zu reden! Die Unterhaltung ſtockte, und wir fühlten beide die Verlegenheit des Augenblicks. Ich brach das Stillſchweigen und ſagte was mir eben durch den Kopf ging: „Die Menſchen werden von Jugend auf daran gewöhnt, in einem Käfig zu leben, und ſelbſt wenn ſie in freier Luft ſind, wagen ſie nicht, ihre Flügel zu regen, und fürchten, daß ſie überall anſtoßen müßten, wenn ſie auffliegen würden.“

„Ja“, ſagte ſie, „und das iſt auch recht gut und kann nicht anders ſein. Man wünſcht wol manchmal, daß man leben könne wie die Vögel, die im Walde fliegen, und auf den Zweigen ſich treffen, und zuſammen ſingen, ohne daß ſie einander vorgeſtellt worden ſind. Aber mein Freund, es gibt

unter den Vögeln auch Eulen und Sperlinge, und es ist gut, daß man im Leben bei ihnen vorbeigehen kann, als ob man sie nicht kenne. Ja es ist im Leben vielleicht wie in der Poesie, und, wie der wahre Dichter das Schönste und Wahrste in gebundener Form zu sagen weiß, so sollte auch der Mensch die Freiheit der Gedanken und Gefühle trotz der Fesseln der Gesellschaft zu bewahren wissen."

Ich konnte nicht umhin, an Platen zu erinnern:

Denn was an allen Orten
Als ewig sich erweist,
Das ist in gebundenen Worten,
Ein ungebundener Geist.

„Ja", sagte sie, mit einem freundlichen und fast schelmischen Lächeln, „ich habe aber ein Privilegium, das ist mein Leiden und meine Einsamkeit; und ich bedauere oft die jungen Mädchen und die jungen Männer, daß sie keine Freundschaft und Vertrautheit miteinander haben können, ohne daß sie, oder ihre Verwandten für sie, an Liebe oder was man so Liebe nennt, denken müssen. Dadurch geht ihnen viel ver-

Digitized by Google

loren. Die Mädchen wissen nicht, was in ihrer Seele schlummert, und was da geweckt werden könnte durch ernsten Zuspruch eines edeln Freundes, und die jungen Männer würden so manche ritterliche Tugend wiedergewinnen, wenn die Frauen die fernen Zuschauer der innern Kämpfe ihres Geistes sein dürften. Doch das geht nicht, denn da kommt immer die Liebe ins Spiel, oder was man so Liebe nennt — das schnelle Schlagen des Herzens, das stürmische Wogen der Hoffnung, die Freude an einem hübschen Gesicht — die süße Empfindsamkeit — vielleicht auch die kluge Berechnung — kurz eben alles, was jene Meeresstille stört, die wol das wahre Bild reiner menschlicher Liebe ist."

Da unterbrach sie sich plötzlich, und ein schmerzhafter Ausdruck flog über ihr Gesicht. „Ich darf heute nicht mehr sprechen", sagte sie, „mein Arzt will es nicht. Ich möchte ein Lied von Mendelssohn hören — das Duett — das konnte mein junger Freund vor vielen Jahren spielen. Nicht wahr?"

Ich hatte nichts zu sagen, denn als sie eben

aufhörte zu ſprechen und ihre Hände wie ſonſt faltete, da ſah ich an ihrer Hand einen Ring — ſie trug ihn am kleinen Finger — es war der Ring, den ſie mir und den ich ihr gegeben hatte. Der Gedanken waren zu viele, um Worte zu finden, und ich ſetzte mich an das Klavier und ſpielte.

Als ich fertig war, drehte ich mich um, und ſah ſie an und ſagte: „Wenn man doch ſo in Tönen und ohne Worte ſprechen könnte.“

„Das kann man“, ſagte ſie. „Ich habe alles verſtanden. Für heute aber kann ich nicht mehr — denn ich werde mit jedem Tage ſchwächer. Nun, wir müſſen uns aneinander gewöhnen, und eine arme, kranke Einſiedlerin darf wol auf Nachſicht rechnen. Wir treffen uns morgen Abend um dieſelbe Zeit. Nicht wahr?“

Ich ergriff ihre Hand und wollte ſie küſſen. Aber ſie hielt meine Hand feſt und drückte ſie und ſagte: „So iſt's recht. Good bye!“

Fünfte Erinnerung.

Mit was für Gedanken und Gefühlen ich nach Hause ging, das wäre schwer zu sagen. Die Seele läßt sich nun einmal nicht ganz in Worte übersetzen, und es gibt „Gedanken ohne Worte", die jeder Mensch sich vorspielt in den Augenblicken der größten Freude und des größten Schmerzes. Ich fühlte weder Freude noch Schmerz — ich fühlte nichts als ein unaussprechliches Erstaunen. In meinem Innern flogen die Gedanken wie Sternschnuppen, die vom Himmel auf die Erde wollen, aber alle verlöschen, ehe sie ihr Ziel erreichen. Wie man zuweilen im Traume sich sagt, du träumst, so sagte ich zu mir, du lebst — sie ist's. — Und dann versuchte ich wieder besonnen und ruhig zu

ſein, und ſagte mir, ſie iſt eine liebenswürdige Erſcheinung, ein recht außergewöhnliches Gemüth — ich fing auch an, ſie zu bedauern; und dann malte ich mir die angenehmen Abende aus, die ich während der Ferien dort zubringen würde. Aber nein, nein — ſo war es nicht gemeint — ſie iſt ja alles, was ich geſucht, gedacht, gehofft, geglaubt hatte. — Hier war ja endlich eine Menſchenſeele — ſo klar und friſch wie ein Frühlingsmorgen. — Ich hatte ja auf den erſten Blick alles geſehen, was ſie war und was in ihr lag — wir hatten uns gegrüßt und erkannt. Und mein guter Engel in mir! — — — Der antwortete mir nicht mehr, der war hinweg, und ich fühlte, daß es nur einen Ort auf Erden gab, wo ich ihn wiederfinden könnte!

Jetzt fing ein ſchönes Leben an, denn jeden Abend war ich bei ihr, und bald fühlten wir, daß wir wirklich alte Bekannte waren, und daß wir uns gar nicht anders nennen konnten als Du. War es doch, als hätten wir immer beieinander und miteinander gelebt, denn es war kein Gefühl, das ſie

anſchlug, und das nicht ſchon in meiner Seele getönt hatte, und kein Gedanke, den ich ausſprach, zu dem ſie nicht freundlich nickte, als um zu ſagen, ſo dachte ich auch. Ich hatte früher einmal den größten Meiſter unſerer Zeit mit ſeiner Schweſter zuſammen auf dem Klavier phantaſiren hören, und konnte kaum begreifen, wie zwei Menſchen ſich ſo verſtehen, ſich ſo fühlen konnten, um ihren Gedanken freien Lauf zu laſſen und doch nie, auch nur mit einer Note, die Harmonie ihres Spiels zu ſtören. Jetzt wurde es mir begreiflich. Ja, jetzt fand ich erſt, daß auch mein Inneres nicht ſo arm und leer war, wie es mir immer geſchienen, und es war als habe nur die Sonne gefehlt, um alle die Keime und Blüten dort ans Licht zu rufen. Und doch was für ein wehmüthiger Frühling war es, der durch meine und ihre Seele flog! Wir vergeſſen im Mai, daß die Roſen ſo bald verwelken; aber hier mahnte jeder Abend, daß ein Blatt nach dem andern zur Erde fiel. Sie fühlte es eher als ich und ſprach es aus, ohne daß es ihr Schmerz zu machen ſchien, und unſere Unter-

haltungen wurden mit jedem Tage ernster und feierlicher.

„Ich glaubte nicht", sagte sie eines Abends, als ich im Begriff war fortzugehen, „daß ich so alt werden würde. Als ich dir den Ring gab am Tage meiner Confirmation, da dachte ich, ich würde bald von euch Abschied nehmen müssen. Und nun habe ich noch so viele Jahre gelebt und soviel Schönes genossen — auch wol Manches gelitten — doch das vergißt man — und jetzt, wo ich fühle, daß der Abschied nahe ist, da wird mir jede Stunde, jede Minute so werth. — Gute Nacht. — Du mußt morgen nicht zu spät kommen."

Eines Tags, als ich in ihr Zimmer trat, traf ich einen italienischen Maler bei ihr. Sie sprach italienisch mit ihm, und obgleich er offenbar mehr Handwerker als Künstler war, so sprach sie doch zu ihm mit einer Liebenswürdigkeit, Bescheidenheit, ja mit einer Ehrerbietung, daß man sogleich in ihr den wahren Adel der Geburt, den Adel der Seele erkannte. Als der Maler fort war, sagte sie zu mir:

„Nun will ich dir ein Bild zeigen, das wird dir Freude machen. Das Original iſt in der Galerie zu Paris. Ich las eine Beſchreibung davon und habe es mir von dem Italiener copiren laſſen.“ Sie zeigte mir das Bild und wartete, was ich ſagen würde. Es war das Bild eines Mannes von mittlerm Alter, in altdeutſcher Tracht. Der Ausdruck war träumeriſch und ergeben, und dabei ſo wahr, daß man nicht zweifeln konnte, daß der Mann einmal gelebt hatte. Der ganze Ton des Bildes im Vordergrunde war dunkel und bräunlich; aber im Hintergrunde war eine Landſchaft, und am Horizont zeigte ſich der erſte Schein eines heranbrechenden Morgens. Ich konnte nichts in dem Bilde entdecken, und doch machte es einen befriedigenden Eindruck, und man hätte ſtundenlang mit den Augen darauf verweilen können. „Es geht doch nichts über ein wirkliches Menſchengeſicht“, ſagte ich, „und ſelbſt ein Rafael hätte ſo etwas nicht erfinden können.“

„Nein“, ſagte ſie. „Nun will ich dir aber ſagen, weshalb ich das Bild haben wollte. Ich las,

daß niemand den Maler kenne, auch niemand wisse, wen das Bild vorstelle. Es sei aber wahrscheinlich ein Philosoph des Mittelalters. Ein solches Bild brauchte ich nun gerade für meine Galerie. Denn du weißt, daß niemand den Verfasser der „Deutschen Theologie" kennt, und daß wir also kein Bild von ihm haben. Da wollte ich versuchen, ob das Bild eines Unbekannten von einem Unbekannten für unsern deutschen Theologen passe, und, wenn du nichts dagegen hast, so hängen wir es hier auf zwischen den „Albigensern" und dem „Reichstag zu Worms", und nennen es den „Deutschen Theologen".

„Gut", sagte ich; „es ist nur etwas zu kräftig und männlich für den Frankfurter."

„Das mag wol sein", erwiderte sie. „Aber für ein leidendes und sterbendes Leben wie das meinige ist doch viel Trost und Kraft aus seinem Buche zu schöpfen. Ich verdanke ihm viel, denn es brachte mir zuerst das wahre Geheimniß der christlichen Lehre in seiner ganzen Einfachheit entgegen. Ich fühlte, es stand mir frei, dem alten Lehrer, wer

es auch immer gewesen sei, zu glauben oder nicht, denn seine Lehre hatte keinen äußern Zwang für mich; und dennoch ergriff sie mich mit einer solchen Macht, daß es mir schien, als wisse ich zum ersten mal, was Offenbarung sei. Und das ist es gerade, was so vielen den Eintritt in das wahre Christenthum verschließt, daß uns seine Lehre als Offenbarung entgegentritt, ehe die Offenbarung noch in uns selbst stattgefunden hat. Das hat mir oft viel Unruhe gemacht. Nicht als ob ich je an der Wahrheit und Göttlichkeit unserer Religion gezweifelt hätte; aber ich fühlte, ich hatte kein Recht auf einen Glauben, den mir andere geschenkt hatten, und als gehörte mir das nicht an, was ich, ohne es zu verstehen, als Kind gelernt und empfangen hatte. Es kann ja doch niemand für uns glauben, so wenig als jemand für uns leben und sterben kann."

„Gewiß", sagte ich, „liegt darin der Grund von vielen heißen und schweren Kämpfen, daß die Lehre Christi, anstatt unser Herz langsam und unwiderstehlich zu gewinnen, wie sie die Herzen der

Apostel und der ersten Christen gewann, uns von frühester Kindheit an als das unantastbare Gesetz einer mächtigen Kirche entgegentritt, und unbedingte Unterwürfigkeit, die man Glauben nennt, von uns fordert. Zweifel erheben sich früher oder später in der Brust eines jeden, der Kraft zum Denken und Ehrfurcht vor der Wahrheit hat, und dann, während wir eben auf dem rechten Wege sind, um unsern Glauben zu erobern, erheben sich in uns die Schrecknisse des Zweifels und des Unglaubens, und stören die ruhige Entfaltung des neuen Lebens."

„Ich las neulich", fiel sie ein, „in einem englischen Buche, daß Wahrheit Offenbarung mache, nicht Offenbarung Wahrheit. Und dies drückte vollkommen aus, was ich beim Lesen der «Deutschen Theologie» empfand. Ich las das Buch, und ich fühlte die Kraft seiner Wahrheit so überwältigend, daß ich mich hingeben mußte. Die Wahrheit wurde mir offenbar, nein, ich selbst wurde mir offenbar, und ich fühlte zum ersten mal, was es heißt, zu glauben. Die Wahrheit gehörte mir, sie hatte lange

in meinem Innern geruht; aber es war das Wort des unbekannten Lehrers, welches wie ein Licht in mich hineindrang, meinen innern Blick erleuchtete und mir das dunkel Geahnte in voller Klarheit vor die Seele brachte. Und als ich einmal gefühlt hatte, wie die menschliche Seele glauben kann, da nahm ich mir vor, die Evangelien zu lesen, als ob sie auch von einem unbekannten Manne geschrieben wären. Ich verbannte so gut ich konnte die Gedanken, daß sie vom Heiligen Geist den Aposteln auf wunderbare Weise eingehaucht, von Concilien bestätigt, von der Kirche als höchste Autorität des alleinseligmachenden Glaubens anerkannt seien — und da erst lernte ich verstehen, was christlicher Glaube und was christliche Offenbarung sei."

„Es ist zu bewundern", sagte ich, „daß uns die Theologen noch nicht um alle Religion gebracht haben; und sie werden es, wenn ihnen die Gläubigen nicht ernst entgegentreten und sagen: «Bis hierher, aber nicht weiter.» Jede Kirche muß ihre Diener haben, aber es hat noch keine Religion in der Welt

gegeben, welche die Prieſter, die Brahmanen oder Schamanen, die Bonzen oder die Lamas, die Phariſäer oder die Schriftgelehrten, nicht verderbt und vernichtet haben. Da zanken ſie und ſtreiten in einer Sprache, die neun Zehntel ihrer Gemeinde unverſtändlich iſt, und anſtatt ſich vom Evangelium begeiſtern zu laſſen und andere mit ihrer Begeiſterung zu begeiſtern, ſetzen ſie lange Beweiſe zuſammen, wie die Evangelien wahr ſein müſſen, weil ſie von inſpirirten Männern verfaßt ſeien. Aber dies iſt nur ein Nothbehelf für ihren eigenen Unglauben. Und woher wiſſen ſie denn, daß dieſe Männer auf wunderbare Weiſe inſpirirt waren, ohne ſich ſelbſt eine noch weit wunderbarere Inſpiration zuzuſchreiben? Deshalb dehnt man dann auch die Gabe der Inſpiration auf die Väter der Kirche aus, ja man ſchreibt ſie ſelbſt denen zu, welche die Majorität bei den Beſchlüſſen der Concilien bildeten, und da dann doch wieder die Frage eintritt, woher wiſſen wir daß unter 50 Biſchöfen 26 inſpirirt und 24 nicht inſpirirt waren, ſo macht man endlich den letzten ver-

zweifelten Schritt und sagt, daß durch das Händeauflegen die Inspiration und Unfehlbarkeit den Häuptern der Kirche bis auf den heutigen Tag inwohne, sodaß Infallibilität, Majorität und Inspiration alle innere Ueberzeugung, alles Hingeben, alles gläubige Schauen überflüssig machen. Doch trotz aller dieser Zwischenglieder kehrt uns die erste Frage in aller Einfachheit zurück: wie kann B wissen, das A inspirirt sei, wenn B nicht ebenso oder noch mehr inspirirt ist als A? Denn es gehört mehr dazu, zu wissen, daß A inspirirt sei, als selbst inspirirt zu sein."

„So klar habe ich es selbst nicht gefaßt", sagte sie. „Aber ich fühlte oft, wie schwer es sein müsse, zu wissen, ob jemand liebe, da es kein Zeichen der Liebe gibt, das nicht verfälscht werden könnte. Und dann meinte ich, daß niemand es wissen könne, außer wer selbst die Liebe kenne, und daß er auch nur soweit an die Liebe anderer glauben werde, als er an seine eigene Liebe glaubt. Und wie mit der Gabe der Liebe, so ist es wol auch mit der Gabe des

Heiligen Geiſtes. Die, auf welche er ſich ſetzt, die hören ein Brauſen vom Himmel als eines gewaltigen Windes, und ſehen die Zungen zertheilt als wären ſie feurig. Die andern aber entſetzen ſich und werden irre, oder haben ihren Spott und ſprechen: «Sie ſind voll ſüßen Weines.»

„Doch, wie ich dir ſagte, es iſt die «Deutſche Theologie», der ich es verdanke, daß ich an meinen Glauben glauben lernte, und was vielen wie ein Mangel erſcheinen wird, das ſtärkte mich am meiſten, nämlich daß der alte Meiſter nie daran denkt, ſeine Sätze ſtreng zu beweiſen, ſondern ſie ausſtreut wie ein Säemann, in der Hoffnung, daß etliche Körner auf gutes Land fallen werden und Frucht tragen tauſendfältig. So hat auch unſer göttlicher Meiſter ſeine Lehre nie zu beweiſen geſucht, denn das volle Bewußtſein der Wahrheit verſchmäht die Form des Beweiſes.“

„Ja“, unterbrach ich ſie, — denn ich konnte nicht umhin, an die wunderbare Beweiskette von Spinoza's „Ethik“ zu denken; — „und ſo gibt mir

die Aengstlichkeit der Beweisführung bei Spinoza den Eindruck, als habe dieser scharfe Denker doch nicht mit ganzem Herzen an seine eigene Lehre glauben können, und als habe er gerade deshalb das Bedürfniß gefühlt, jede Masche des Netzes so sorgsam zu verfestigen. — Doch", fuhr ich fort, „ich muß gestehen, daß ich die große Bewunderung für die «Deutsche Theologie» nicht theile, obgleich auch ich dem Buche manchen Anstoß verdanke. Aber es fehlt mir in ihm das Menschliche und Poetische, und überhaupt das warme Gefühl und die Ehrfurcht für das Wirkliche. Die ganze Mystik des 14. Jahrhunderts ist heilsam als eine Vorbereitung, aber sie erreichte ihre Lösung erst in der gottesseligen und gottesmuthigen Rückkehr in das wirkliche Leben, wie wir dies bei Luther finden. Der Mensch muß einmal im Leben seine Nichtigkeit erkennen, er muß fühlen, daß er von sich selbst nichts ist, daß seine Wesenheit, sein Anfang, sein ewiges Leben in einem Ueberirdischen und Unbegreiflichen wurzelt. Das ist die Rückkehr zu Gott, die zwar auf Erden nie zum

Ziele führt, aber doch in der Seele ein göttliches Heimweh zurückläßt, das nie wieder aufhört. Aufheben aber, wie die Myſtiker es wollen, kann der Menſch die Schöpfung nicht. Obgleich aus nichts, d. h. allein durch und aus Gott geſchaffen, kann er ſich nicht durch eigene Macht in dieſes Nichts zurückſchaffen, und die Selbſtvernichtung, von der auch Tauler ſo oft ſpricht, iſt kaum beſſer als das Nirvâna, oder das Verwehen der menſchlichen Seele, bei den Buddhiſten. So ſagt Tauler, «daß, wenn er vor großer Ehrfurcht und Liebe gegen das höchſte Weſen in ein Nichtweſen kommen möchte, ſo wollte er gern vor ſeiner Hoheit verſinken in den tiefſten Abgrund». Aber dies Vernichten des Geſchöpfes war nicht der Wille des Schöpfers, denn er ſchuf es. «Gott verwandelt ſich in den Menſchen», ſagt Auguſtin, «nicht der Menſch in Gott.» Und ſo ſollte die Myſtik nur eine Feuerprobe ſein, welche die menſchliche Seele ſtählt, nicht aber ſie verdampft wie kochendes Waſſer im Keſſel. Wer die Nichtigkeit des Selbſt erkannt hat, der ſollte doch dieſes

Selbſt als einen Abſchein des wirklich Göttlichen erkennen. Die «Deutſche Theologie» ſagt:

«Was nu ûs gefloſsen ist, das ist nicht wâr wesen, und hât kein wesen anders dan in dem volkomen, sunder es ist ein zufal oder ein glast und ein schîn, der nicht wesen ist oder nicht wesen hât anders, dan in dem fewer, dâ der glast ûs flûſset, als in der sunnen oder in einem liechte.»

„Aber was aus dem Göttlichen fließt, ſei es auch nur wie ein Schein des Feuers, das hat doch göttliche Wirklichkeit in ſich, und man möchte faſt ſagen, was wäre das Feuer ohne Schein, oder die Sonne ohne Licht, oder der Schöpfer ohne Geſchöpf? Doch dies ſind Fragen, von denen es ſehr wahr heißt:

«Welch menſche und welche creâtûr begert zu erfaren und zu wiſsen den heimlichen rât und willen gottes, der begert nicht anders denne als Adam tet und der böse geist.»

„Darum ſollte es uns genug ſein, uns als Abſchein des Göttlichen zu fühlen und zu ſcheinen bis

wir werden. Das göttliche Licht, das uns durchleuchtet, soll keiner unter den Scheffel stellen oder auslöschen, sondern er soll es ausstrahlen lassen, damit es alles ringsumher erleuchte und erwärme. Dann fühlt man ein lebendiges Feuer in den Adern und eine höhere Weihe zum Lebenskampf. Selbst die kleinsten Pflichten erinnern uns an Gott, das Irdische wird zum Göttlichen, das Zeitliche zum Ewigen, und unser ganzes Leben ein Leben in Gott. Gott ist nicht ewige Ruhe, Gott ist ewiges Leben, und dies vergißt Angelus Silesius, wenn er sagt: Gott ist ohne Wille.

Wir beten: «Es geschehʼ mein Herr und Gott dein Wille,
Und sieh, er hat nicht Willʼ, er ist ʼein' ewʼge Stille.»"

Sie hörte mir gelassen zu, und nach einigem Nachdenken sagte sie: „Zu deinem Glauben gehört Gesundheit und Kraft; es gibt aber auch lebensmüde Seelen, die sich nach Ruhe und Schlaf sehnen, die sich so allein fühlen, daß, auch wenn sie in Gott entschlafen, sie die Welt so wenig vermissen, als die Welt sie vermißt. Ihnen ist es ein Vorgefühl der

göttlichen Ruhe, wenn sie schon jetzt sich ganz in das Göttliche versenken können, und sie können es, weil kein Band sie an die Welt festknüpft, und kein Wunsch ihr Herz beunruhigt als der Wunsch nach Ruhe.

Ruh' ist das höchste Gut, und wäre Gott nicht Ruh',
Ich schlösse vor ihm selbst mein' Augen beide zu.

„Du thust aber auch dem deutschen Theologen unrecht. Er lehrt zwar die Nichtigkeit des äußern Lebens, aber er will es doch nicht vernichtet sehen. Lies mir doch das achtundzwanzigste Kapitel vor."

Ich nahm das Buch und las, während sie die Augen schloß und zuhörte:

„Und wâ die voreinunge geschicht in der wâhrheit und wesentlich wirt, dâ stêt vorbaſs der inner mensche in der einung unbeweglich und got lêst den ûſsern menschen her und dar bewegt werden von diesem zu dem. Das müſs und sol sin und geschehen, daſs der ûſser mensche spricht und es ouch in der wârheit alsô ist, «ich wil weder sin noch nit sin, weder leben oder sterben, wiſsen

oder nicht wiſsen, tûn oder lâſsen, und alles das disem glîch ist, sunder alles, das dâ mûſs und sol sîn und geschehen, dâ bin ich bereit und gehorsam zu, es si in lidender wise oder in tuender wise.» Und alsoe hât der ûſser mensch kein warumbe oder gesûch, sunder alleine dem êwigen willen genûk zu sîn. Wan das wirt bekannt in der wârheit, das der inner mensche stên sol unbeweglich und der ûſser mensch mûſs und sol bewegt werden, und hât der inner mensch in siner beweglikeit ein warumb, das ist anders nichts dann ein mûſs- und sol-sîn, geordnet von dem êwigen willen. Und wâ got selber der mensch wêre oder ist, dâ ist es alsô. Das merket man wol in Kristô. Ouch wâ das in götlichem und ûs götlichem liechte ist, dâ ist nit geistliche hôchfart noch unachtsame friheit oder frîe gemüte, sunder ein gruntlôse dêmûtigkeit und ein nider geschlagen und ein gesunken betrübet gemût, und alle ordenligkeit und redeligkeit, glîchheit und wârheit, fride und genügsamkeit, und alles das, das allen tugenden

zu gehört, das müſs dâ sin. Wâ es anders ist, dâ ist im nit recht, als vor geſprochen iſt. Wan recht als dises oder das zu diser einung nit gehelfen oder gedienen kan, alsô ist ouch nichtes, das es geirren oder gehindern mag, denn alleine der mensch mit sinem eigen willen, der tût im disen grôſsen schaden. Das sol man wiſsen."

„Dies iſt genug", ſagte ſie, „und ich glaube, wir verſtehen uns jetzt. An einem andern Orte ſagt unſer unbekannter Freund noch deutlicher, daß kein Menſch vor dem Tode unbeweglich wird, und daß der vergottete Menſch ſei wie eine Hand Gottes, die thue nichts von ſich ſelbſt, außer was Gott wolle; oder wie ein Haus, in dem Gott wohne. — Und ein gottbeſeſſener Menſch fühlt das recht wohl, aber er ſpricht nicht davon, ſondern bewahrt ſein Leben in Gott wie ein Geheimniß der Liebe. Mir iſt's oft zu Muthe wie jener Silberpappel vor meinem Fenſter. Die iſt jetzt am Abend ganz ſtill, und kein Blatt zittert und regt ſich. Aber auch wenn der Morgenwind jedes Blatt wiegt und ſchaukelt, ſo ſteht

der Stamm mit seinen Aesten doch still und unbeweglich, und wenn der Herbst kommt, so fällt alles Laub, was einst zitterte, zur Erde und verwelkt; aber der Stamm harrt eines neuen Frühlings."

Sie hatte sich so tief in diese Welt hineingelebt, daß ich sie nicht darin stören wollte. Hatte ich mich doch selbst nur mit Mühe aus dem Zauberkreis dieser Gedanken herausgerissen und wußte kaum, ob sie nicht das rechte Theil erwählt hatte, das nicht von ihr genommen werden kann, während wir viel Sorge und Mühe haben.

So brachte jeder Abend sein neues Gespräch, und mit jedem Abend öffnete sich mir ein neuer Blick in dieses unabsehbare Gemüth. Sie hatte kein Geheimniß vor mir; ihr Sprechen war nichts als lautes Denken und Fühlen, und was sie sagte, mußte alles schon jahrelang bei ihr gelebt haben, denn sie schüttete ihre Gedanken aus, sorglos wie ein Kind, das sich den ganzen Schos voll Blumen gepflückt hat und sie dann alle auf den Rasen hinwirft. Ich selbst konnte meine Seele ihr nicht so öffnen

Digitized by Google

wie sie die ihrige, und das drückte und quälte mich. — Und doch, wie wenige können bei diesem unaufhörlichen Truge, welchen die Gesellschaft uns auferlegt, welchen sie Sitte, Artigkeit, Rücksicht, Klugheit, Lebensweisheit nennt, und womit sie unser ganzes Leben zu einem Maskenball macht, wie wenige können, selbst wenn sie wollen, die volle Wahrheit ihres Wesens wiedergewinnen! Darf doch selbst die Liebe nicht ihre eigene Sprache sprechen und ihr eigenes Schweigen schweigen, sondern sie muß die Schlagworte der Dichter lernen, und schwärmen, und seufzen, und liebeln, anstatt frei zu grüßen, anzuschauen und sich hinzugeben. Ich hätte ihr es am liebsten gestanden und ihr gesagt: „Du kennst mich nicht"; aber ich fand die Worte nicht, um ganz wahr zu sein. Doch ehe ich von ihr ging, ließ ich ihr einen Band von Arnold's Gedichten, die ich vor kurzem erhalten hatte, und bat sie eins zu lesen, das hieß „Das begrabene Leben." Dies war meine Beichte, und dann kniete ich an ihrem Ruhebette und sagte „Gute Nacht".

„Gute Nacht", ſagte ſie, und legte ihre eine Hand auf meinen Kopf, und da rieſelte es mir wieder durch alle Glieder, und die Träume der Kindheit flatterten auf in meiner Seele, und ich konnte nicht fort, und ſchaute in die tiefen unerforſchlichen Augen, bis der Friede ihrer Seele die meinige ganz überſchattete. Dann erhob ich mich und ging ſchweigend nach Hauſe — und des Nachts träumte ich von einer Silberpappel, die der Wind rings umbrauſte; aber kein Blatt rührte ſich in ihren Zweigen!

THE BURIED LIFE.

Light flows our war of mocking words, and yet,
Behold, with tears my eyes are wet,
I feel a nameless sadness o'er me roll.

Yes, yes, we know that we can jest,
We know, we know that we can smile;
But there's a something in this breast
To which thy light words bring no rest,
And thy gay smiles no anodyne.

Give me thy hand, and hush awhile,
And turn those limpid eyes on mine,
And let me read there, love, thy inmost soul.

Alas, is even Love too weak
To unlock the heart, and let it speak?
Are even lovers powerless to reveal
To one another what indeed they feel?
I knew the mass of men conceal'd
Their thoughts, for fear that if reveal'd
They would by other men be met

With blank indifference, or with blame reprov'd:
I knew they lived and mov'd
Trick'd in disguises, alien to the rest
Of men, and alien to themselves — and yet
The same heart beats in every human breast.
But we, my love — does a like spell benumb
Our hearts — our voices? — must we too be dumb?
Ah, well for us, if even we,
Even for a moment, can yet free
Onr heart, and have our lips unchain'd:
For that which seals them hath been deep ordain'd.
Fate, which foresaw
How frivolous a baby man would be,
By what distractions he would be prossess'd,
How he would pour himself in every strife,
And well-nigh change his own identity;
That it might keep from his capricious play
His genuine self, and force him to obey,
Even in his own despite, his being's law,
Bade through the deep recesses of our breast

The unregarded River of our Life
Pursue with indiscernible flow its way;
And that we should not see
The buried stream, and seem to be
Eddying about in blind uncertainty,
Though driving on with it eternally.

But often, in the world's most crowded streets,
But often, in the din of strife,
There rises an unspeacakle desire
After the knowledge of our buried life,
A thirst to spend our fire and restless force
In tracking out our true, original course;
A longing to inquire
Into the mystery of this heart that beats
So wild, so deep in us, to know
Whence our thoughts come and where they go.
And many a man in his own breast then delves,
But deep enough, alas, none ever mines:
And we have been on many thousand lines,
And we have shown on each talent and power,
But hardly have we, for one little hour,

Been on our own line, have we been ourselves;
Hardly had skill to utter one of all
The nameless feelings that course through our
breast,
But they course on for ever unexpress'd.
And long we try in vain to speak and act
Our hidden self, and what we say and do
Is eloquent, is well — but 'tis not true:
And then we will no more be rack'd
With inward striving, and demand
Of all the thousand nothings of the hour
Their stupifying power;
Ah yes, and they benumb us at our call:
Yet still, from time to time, vague and forlorn,
From the soul's subterranean depth upborne
As from an infinitely distant land,
Come airs, and floating echoes and convey
A melancholy into all our day.
Only — but this is rare —
When a beloved hand is laid in ours,
When, jaded with the rush and glare

Of the interminable hours,
Our eyes can in another's eyes read clear,
When our world-deafen'd ear
Is by the tones of a lov'd voice caress'd, —
A bolt is shot back somewhere in our breast
And a lost pulse of feeling stirs again:
The eye sinks inward, and the heart lies plain,
And what we mean, we say, and what we would,
we know.
A man becomes aware of his life's flow,
And hears its winding murmur, and he sees
The meadows where it glides, the sun, the breeze.
And there arrives a lull in the hot race
Wherein he doth for ever chase
That flying and elusive shadow, Rest.
An air of coolness plays upon his face,
And an unwonted calm pervades his breast.
And then he thinks he knows
The Hills where his life rose,
And the Sea where it goes . . . .

Das begrabene Leben.

Aus dem Engliſchen von Arnold, überſetzt von Fritz Kraus.

Es ſpielt jetzt zwiſchen uns der Scherz ſo leicht,
Und doch ſiehſt du mein Auge thränenfeucht;
Mich überkommt's mit namenloſer Trauer.
Ja, ja, wir wiſſen, daß wir ſcherzen können,
Wir dürfen uns ein frohes Lächeln gönnen,
Und doch birgt dieſe Bruſt geheimen Schauer,
Ein Etwas, was dein Scherzen nicht verſcheucht,
Für das dein Lächeln keinen Balſam reicht.
Leg' deine Hand in meine, und dich ſchweigend
Und wortelos zu mir herüber neigend,
Laß mich in dieſen klaren Augen leſen,
Geliebte, deiner Seele innerlichſtes Weſen.
Ach! kann denn ſelbſt die wahre Liebe nicht
Das Herz erſchließen, daß es ſpricht?
Fehlt ſelbſt den Liebenden die Macht zu ſagen
Einander, was ſie wirklich in ſich tragen?

Wohl wußt' ich, daß der Menſch verhehlt
Sein Denken, weil die Furcht ihn quält,
Es möchte, würd' es jemals offenbar,
Gleichgültig abgewieſen, oder noch
Getadelt werden von der andern Schar.
So hab' ich es auch wohl gewußt,
Daß ſich der Menſchen Leben und ihr Treiben
In Trug verſteckt, und daß ſie fremde bleiben
Den andern und ſich ſelbſt; und doch
Schlägt's gleiche Herz in jeder Menſchenbruſt.
Doch wir, Geliebte? Laſtet ſolcher Bann
Auch uns auf Herz und Mund, daß er nicht ſprechen kann?
Ach! wohl uns, wenn nur einen Augenblick
Wir können unſer Herz befrein
Und unſern Lippen Sprache leihn;
Denn was ſie feſſelte, das iſt Geſchick!
Die Vorſehung, bewußt
Welch leichtes Kind der Menſch einſt würde ſein,
Wie er Zerſtreuungen würd' unterliegen,
In Streit ſich ſtürzen und Gefahren
Und faſt vertauſchen ſeine Eigenheit,
Sie hieß — vor ſeinem Leichtſinn zu bewahren
Sein wahres Selbſt, und ihn zu zwingen

Sich ſelbſt zum Trotze ſich zu fügen
In die Geſetze ſeines Seins —
Den unbemerkten Strom des Lebens
Hin durch die tiefen Gänge unſrer Bruſt
In unſichtbarem Fluten vorwärts dringen;
Und ſie gebot, und nicht vergebens,
Daß von den Menſchenaugen keins
Den tief begrabnen Strom je fände,
Und wir erſcheinen ſollten
Als ob wir blind ins Ungewiſſe rollten,
Obſchon mit ihm wir treiben ohne Ende.
Doch ſieh! im dichtſten Weltgedränge
Und mitten in dem Kämpfen, Jagen,
Kommt oft das unausſprechliche Verlangen
In uns, zu kennen das begrabne Leben.
Es iſt ein Dürſten Alles dran zu geben,
Das innre Feuer, die unſtete Kraft,
Um auszuſpüren unſres Lebens Gänge
Und ſeinen wahren tiefſten Lauf zu finden;
Es iſt die Sehnſucht, zu ergründen
Dies Herz in uns, deß Pulſe ſchlagen
So wild, ſo ſtark, ſo voller Leidenſchaft;
Es iſt der Wunſch, Gewißheit zu empfangen,

Wie die Gedanken wol entſtehn,
Woher ſie kommen und wohin ſie gehn.
Und dann forſcht mancher in der eignen Bruſt,
Doch keiner, ach! gräbt jemals tief genug.
Denn tauſendfältig ſind wir wol geweſen
Und jede Macht und Kunſt war uns bewußt,
Doch war kaum eine Stunde in der Zeiten Flug,
Die zeigte unſer eigentliches Weſen;
Kaum waren wir zu äußern ſo geſchickt
Nur eins von allen den Gefühlen,
Die namenlos durch unſre Bruſt ſich wühlen —
Und ewig fluten ſie unausgedrückt.
Und lang' verſuchen wir vergebens
Zu ſprechen und zu handeln
Nach dem in uns verborgnen Selbſt; doch ach!
Was wir nun ſagen, was wir thun, iſt klar,
Beredſam, ſchön und gut, — doch iſt's nicht wahr.
Und müde dann des unbelohnten Strebens,
Des innern Kampfes, wenden wir uns ab,
Verzweifelt fordernd von dem Augenblicke,
Daß er mit ſeinen tauſend Nichtſen unſrer Qual
Betäubung und Vergeſſen ſchicke;
Ach ja! und das kommt ſchnell wie man's befahl!

Doch aus der Seele Tiefen heben
Von Zeit zu Zeit, undeutlich, Schatten gleich,
Als ſtammten ſie aus fernem, fernem Reich,
Sich Klänge, leiſe Echos, die umſchweben
Mit ſüßem Zauber uns und ſenken
Melancholie in unſer Denken,
Daß wir den ganzen Tag des ſchweren
Verborgnen Grams uns nicht erwehren.
Nur wann, doch ſelten iſt's geſtattet,
In unſre eine theure Hand ſich legt;
Wann, von dem Glanze und dem Lärm ermattet,
Mit dem die Stunde ewig Stunden ſchlägt,
Nun unſer Aug' klar leſen kann
In einem andern Auge; wann
In unſer weltbetäubtes Ohr der Klang
Geliebter Stimme ſchmeichelnd drang,
Scheint irgendwo in unſrer Bruſt
Ein Riegel ſich zurückzuſchnellen,
Und ein Gefühl, das lang' uns nicht bewußt,
Schlägt neue Wellen.
Nach innen ſchaut der Blick, und unverhüllt
Sieht er das Herz, und was es nun erfüllt,
Das ſagen wir, und wiſſen auch, was unſer Wille.

Dann ſieht der Menſch den Lebensſtrom; das ſtille
Gemurmel ſeiner Wellen hört er, fühlt die Lüfte
Die ihn befächeln, athmet froh die Düfte
Der Wieſen, wo er gleitet, ein,
Und ſchaut die Blumen und den Sonnenſchein.
Und in das heiße Jagen nach der Ruhe,
Dem flücht'gen falſchen Schatten, den er ſtets
Vor ſich einhertreibt, was er immer thue,
Kommt jetzt ein Stilleſtand. So kühlend weht's
Aufs Antlitz ihm, verſcheuchend alle Pein.
In ſeine Bruſt zieht ſeltner Friede ein,
Und dann gläubt er, er fand
Die Hügel wo ſein Lebensſtrom entſtand,
Den Ocean wohin er ſich gewandt . . . .

Sechste Erinnerung.

Am andern Morgen klopfte es früh bei mir an der Thür, und herein trat mein alter Doctor, der Hofrath. Er war der Freund, der Leib- und Seelensorger unserer ganzen kleinen Stadt. Zwei Generationen hatte er heranwachsen sehen; die Kinder, die er in die Welt gehoben, waren wieder Väter und Mütter geworden, und er betrachtete sie alle wie seine Kinder. Er selbst war unverheirathet, aber noch in seinem Alter war er kräftig und schön zu nennen. Ich kenne ihn nicht anders, als wie er damals vor mir stand: seine hellen blauen Augen unter den buschigen Augenbrauen hervorleuchtend, sein volles weißes Haar, noch immer voll von Jugendkraft, gekräuselt und lebendig. Auch seine

Schuhe mit den Silberschnallen, seine weißen Strümpfe, seinen braunen Rock, der immer neu aussah und doch immer der alte zu sein schien, kann ich nicht vergessen, und sein Krückstock war derselbe, den ich als Kind so oft an meinem Bett hatte stehen sehen, wenn er mir den Puls fühlte und mir Arznei verschrieb. Ich war oft krank gewesen, aber es war der Glaube an diesen Mann, der mich immer wieder gesund machte. Ich hatte nie den geringsten Zweifel, daß er mich gesund machen könnte, und wenn die Mutter sagte, sie müsse nach dem Hofrath schicken, damit ich wieder gesund werde, so war es mir als ob sie sagte, sie müsse nach dem Schneider schicken, damit er meine zerrissenen Hosen wieder in Stand setze. Ich hatte nur die Arznei zu nehmen, und ich fühlte, daß ich wieder gesund sein mußte.

„Wie geht's, mein Junge", sagte er, als er ins Zimmer trat. „Siehst nicht ganz wohl aus — mußt nicht zu viel studiren. Ich habe aber heute keine Zeit viel zu schwatzen, und komme, dir nur zu sagen, du mußt nicht wieder zur Gräfin Maria

gehen. Ich bin die ganze Nacht bei ihr gewesen, und das ist eure Schuld. Also hörst du, wenn dir ihr Leben lieb ist, so gehst du nicht wieder zu ihr. Sobald es möglich ist, muß sie fort und auf das Land gebracht werden. Es wäre am besten, daß du eine Zeit lang verreistest. Also, Guten Morgen! und sei ein guter Junge."

Mit diesen Worten gab er mir die Hand, sah mir freundlich in die Augen, als ob er mir ein Versprechen abnehmen wollte, und ging dann weiter, um seine kranken Kinder zu besuchen.

Ich war so überrascht, daß ein anderer auf einmal so tief in die Geheimnisse meiner Seele eingedrungen sei, ja daß er wußte, was ich selbst nicht wußte, daß ich erst anfing zu denken, als er bereits längst auf der Straße war. Und dann fing es an in mir zu wogen wie Wasser, das lange am Feuer gestanden hat, ohne sich zu bewegen, das aber plötzlich aufsiedet, und wallt, und steigt, und tobt bis es überfließt.

Sie nicht wiedersehen? — — Ich lebe ja nur,

wenn ich bei ihr bin. Ich will ruhig sein, ich will kein Wort zu ihr sagen, ich will nur am Fenster stehen wenn sie schläft und träumt. — Aber sie nicht wiedersehen? Nicht einmal Abschied von ihr nehmen? Sie weiß ja nicht, sie kann es ja nicht wissen, daß ich sie liebe. Ich liebe sie ja auch nicht —, ich begehre nichts, ich hoffe nichts, mein Herz schlägt nie ruhiger, als wenn ich bei ihr bin. — Aber ich muß ihre Gegenwart fühlen, — ich muß ihre Seele athmen, — ich muß zu ihr! Und sie erwartet mich. Und hat uns beide das Schicksal zusammengeführt ohne Absicht? Sollte ich nicht ihr Trost, sollte sie nicht meine Ruhe sein? Das Leben ist ja kein Spiel. Es treibt zwei Seelen nicht zusammen wie zwei Sandkörner der Wüste, die der Sirocco zusammen- und auseinanderwirbelt. Die Seelen, die uns ein freundliches Geschick entgegenführt, sollen wir festhalten; denn sie sind für uns bestimmt, und keine Macht entreißt sie uns, wenn wir den Muth haben, für sie zu leben, zu kämpfen und zu sterben. Sie müßte mich ja verachten, wenn ich ihre Liebe beim

erſten Rollen des Donners verließe wie den Schatten eines Baumes, unter dem ich ſo ſelige Stunden verträumt. —

Und dann ward es plötzlich ſtill in mir, und ich hörte nur die Worte „ihre Liebe", und ſie tönten wieder aus allen Klüften meiner Seele wie ein Echo, und ich erſchrak über mich ſelbſt. „Ihre Liebe" — und womit hätte ich ſie verdient? Sie kennt mich ja kaum — und wenn ſie mich je lieben könnte, müßte ich ihr nicht ſelbſt geſtehen, daß ich die Liebe eines Engels nicht verdiene? Jeder Gedanke, jede Hoffnung, die in meiner Seele aufflog, fiel zurück wie ein Vogel, der in die blaue Himmelsluft hinaus will, und der das Gitter nicht ſieht, das ihn rings umſchließt. Und doch — warum alle dieſe Seligkeit, ſo nah und ſo unerreichbar! Kann Gott nicht Wunder thun? — Thut er nicht Wunder an jedem Morgen? Hat er nicht oft mein Gebet erhört, wenn es in vollem Glauben zu ihm drang und nicht von ihm ließ, bis dem Ermatteten Troſt und Hülfe ward? Es ſind ja keine irdiſchen Güter,

um die wir bitten — es ist ja nur, daß zwei Seelen, die sich gefunden und erkannt haben, diese kurze Erdenreise Arm in Arm und Auge in Auge vollenden dürfen, daß ich ihr eine Stütze im Leiden, sie mir ein Trost oder eine süße Sorge sei, bis wir zum Ziel gelangen. Und wenn ihrem Leben noch ein später Frühling verheißen wäre, wenn ihr Leiden von ihr genommen würde — o was für selige Bilder zogen da nicht vor meinen Augen vorüber! Das Schloß ihrer verstorbenen Mutter in Tirol gehörte ihr, — dort auf den grünen Bergen, in der frischen Bergluft, bei einem kräftigen, unverdorbenen Volke, — weit weg vom dem Treiben der Welt, von ihren Sorgen und Kämpfen, ohne Neider, ohne Richter, in welcher seligen Ruhe könnten wir dem Abend des Lebens entgegensehen, und „schweigend hingehen wie das Abendroth"! Da sah ich den dunkeln See mit seinem lebendigen Wellenschimmer, und in ihm die klaren Schatten der fernen Gletscher, und ich hörte das Läuten der Heerden und die Lieder der Senner, und ich sah die Schützen mit ihren

Stutzen über die Berge ziehen, und sah die Alten und die Jungen, wie sie abends sich im Dorfe sammelten, und überall sah ich sie wie einen Engel des Friedens segnend vorüberwallen, und ich war ihr Führer und ihr Freund. Alter Thor! rief ich aus, alter Thor! Ist das Herz noch immer so wild und so weich? Ermanne dich — denke wer du bist und wie weit von ihr entfernt. Sie ist freundlich, sie hat es gern, sich in einer andern Seele zu spiegeln; aber ihre kindliche Zutraulichkeit und Unbefangenheit zeigen am besten, daß kein tieferes Gefühl für dich in ihrer Brust lebt. Hast du nicht in mancher hellen Sommernacht, wenn du einsam durch den Buchenwald gewandert, gesehen, wie der Mond sein Silberlicht über alle Zweige und Blätter gießt, und wie er selbst das dunkle trübe Wasser des Weihers erleuchtet und im kleinsten Tropfen sich herrlich widerspiegelt? So blickt auch sie auf dies nächtliche Leben, und so magst auch du ihr sanftes Licht in deinem Herzen abgespiegelt tragen; — doch hoffe nicht auf einen wärmern Blick!

Da trat plötzlich ihr Bild wie lebendig vor meine Augen; sie stand vor mir, nicht wie eine Erinnerung, sondern wie eine Erscheinung, und zum ersten mal wurde ich mir bewußt, wie schön sie sei. Es war nicht die Schönheit der Form oder der Farbe, die uns wol beim ersten Anblick eines lieblichen Mädchens blendet, und die dann so bald hinweggeweht wird wie eine Blüte des Frühlings. Es war vielmehr die Harmonie ihres ganzen Wesens, die Wahrheit jeder Bewegung, der vergeistigte Ausdruck, die vollkommene Durchdringung des Körpers nnd der Seele, welche dem, der sie anblickte, so wohlthat. Die Schönheit, welche die Natur verschwenderisch austheilt, befriedigt nicht, wenn der Mensch sie sich nicht anriguet und sie gleichsam verdient und erobert. Sie beleidigt eher, wie wenn wir auf der Bühne eine Schauspielerin in königlichem Anzug einherschreiten sehen und bei jedem Schritt merken, wie wenig der Anzug ihr paßt, wie wenig er ihr gehört. Die wahre Schönheit ist die Anmuth, und die Anmuth ist die Vergeistigung alles Schweren, Körperlichen und

Irdiſchen: es iſt die Geiſtesgegenwart, welche ſelbſt das Häßliche zum Schönen macht. Je mehr ich die Erſcheinung, die vor mir ſtand, betrachtete, deſto mehr erblickte ich überall die edle Schönheit ihrer Formen und die ſeelenvolle Tiefe ihres ganzen Weſens. O, welche Seligkeit war mir ſo nah — und war es alles nur, um mir den höchſten Gipfel irdiſchen Glücks zu zeigen, und mich dann auf ewig in die flache Sandwüſte des Lebens hinauszuſtoßen! O, daß ich es nie geahnt hätte, welche Schätze die Erde birgt! Aber einmal zu lieben, und dann für immer allein zu ſein! Einmal zu glauben, und dann für immer zu verzweifeln! Einmal das Licht zu ſehen, und dann für immer zu erblinden! Das iſt eine Folter, gegen die alle menſchlichen Folterkammern verſchwinden.

So tobte die wilde Jagd meiner Gedanken weiter und weiter, bis endlich alles ſtill wurde und die wirbelnden Eindrücke ſich allmählich ſammelten und ſetzten. Man nennt dieſe Ruhe und Ermattung wol Nachdenken; es iſt aber wie ein Nachſehen —

man läßt dem Gemiſch der Gedanken Zeit, bis alles von ſelbſt ſich nach ewigen Geſetzen kryſtalliſirt; dem Proceß ſieht man zu wie ein beobachtender Chemiker, und haben die Elemente eine Form erhalten, ſo wundern wir uns oft ſelbſt, daß ſie und daß wir ſo ganz anders ſind als wir erwarteten.

Das erſte Wort, was ich ſprach, als ich aus meinem Hinſtarren erwachte, war: „Ich muß fort", und noch im ſelben Augenblick ſetzte ich mich hin und ſchrieb dem Hofrath, daß ich auf vierzehn Tage verreiſt ſei und ihm alles überlaſſe. Eine Entſchuldigung für meine Aeltern war bald gefunden, und abends war ich auf dem Wege nach Tirol.

Siebente Erinnerung.

Arm in Arm mit einem Freunde durch die Thäler und über die Berge Tirols zu wandern, da ſchlürft man friſche Lebensluſt und Lebensluſt. Aber einſam und allein mit ſeinen Gedanken deſſelben Weges zu ziehen, das iſt verlorene Zeit, verlorene Mühe! Was helfen mir die grünen Berge und die dunkeln Schluchten, und der blaue See und der mächtige Waſſerfall? Anſtatt daß ich ſie anſehe, ſehen ſie mich an und wundern ſich über das einſame Menſchengeſicht, und es ſchnürt mir das Herz zu, daß ich auf der ganzen Welt niemand gefunden, der lieber bei mir wäre als bei allen andern. Mit ſolchen Gedanken erwachte ich jeden Morgen, und wie ein Lied, das man nicht los werden kann, verfolgten

ſie mich den ganzen Tag. Und wenn ich abends in den Gaſthof trat und mich müde hinſetzte, und die Leute im Zimmer mich anſahen, und jeder ſich über den einſamen Wanderer wunderte, dann trieb es mich oft wieder in die Nacht hinaus, wo niemand ſah, daß ich einſam ſei, und erſt ſpät ſchlich ich zurück und ging ſtill auf mein Zimmer hinauf, und warf mich auf mein heißes Bett, und bis ich einſchlief, tönte mir das Lied von Schubert durch die Seele: „Dort wo du nicht biſt, dort iſt das Glück.“ Endlich wurde mir der Anblick der Menſchen, die ich überall antraf, die ſich der herrlichen Natur freuten und jubelten und lachten, ſo unerträglich, daß ich am Tage ſchlief und während der hellen Mondſcheinnächte meine Reiſe von Ort zu Ort fortſetzte. Da war wenigſtens Ein Gefühl, was meine Gedanken vertrieb und zerſtreute, das war die Furcht. Denn verſuche es jemand, die ganze Nacht hindurch allein über die Berge zu ſteigen, des Weges ungewiß; wo das Auge unnatürlich gereizt ferne Geſtalten erblickt, die es nicht bemeiſtern kann; wo das Ohr mit krank-

hafter Gespanntheit Töne hört, ohne zu wissen, woher sie kommen; wo der Fuß plötzlich strauchelt, sei es über eine Wurzel, die durch den Felsen bricht, sei es über einen schlüpfrigen Weg, den ein Wasserfall mit sprühendem Regen benetzt hat, — und dabei im Herzen trostlose Oede, keine Erinnerung, an die wir uns wärmen, keine Hoffnung, an die wir uns klammern können, — versuche es jemand, und er wird die kalten Schauer der Nacht von außen und im Innern fühlen. Die erste Furcht des menschlichen Herzens entsteht aus der Gottesverlassenheit; doch das Leben vertreibt sie, und die Menschen, die ja nach dem Bilde Gottes geschaffen sind, trösten uns in unserer Einsamkeit. Wenn aber ihr Trost und ihre Liebe uns wieder verlassen, dann fühlen wir, was es heißt, von Gott und Menschen verlassen sein, und die Natur mit ihrem stummen Blick erschreckt uns eher als sie uns tröstet. Ja auch wenn wir unsern Fuß fest auf die festen Felsen setzen, so scheinen sie zu zittern wie der Staub des Meeres, aus dem sie einst

langsam entstanden, — und wenn das Auge nach Licht verlangt, und der Mond hinter den Tannen hervorsteigt und ihre scharfen Spitzen auf der hellen Felswand gegenüber abzeichnet, so erscheint er mir wie der todte Finger einer Uhr, die einst aufgezogen ward und einst aufhören wird zu schlagen. Selbst bei den Sternen und im weiten Himmelszelt, nirgends ist ein Aufenthalt für die Seele, die zittert und sich allein und verlassen fühlt! Nur ein Gedanke bringt uns manchmal Trost — das ist die Ruhe, die Ordnung, die Unermeßlichkeit und Unvermeidlichkeit der Natur. Hier, wo der Wasserfall die grauen Steine zu beiden Seiten mit dunkelgrünem Moos bekleidet hat, erblickt das Auge plötzlich im kühlen Schatten ein blaues Vergißmeinnicht. Es ist eine von Millionen Schwestern, die jetzt an allen Bächen, auf allen Wiesen der Erde blühen, und geblüht haben seit der erste Schöpfungsmorgen den ganzen Reichthum des Unerschöpflichen über die Erde schüttete. Jeder Zug an seinen Blättern, jeder Staubfaden in seinem Kelche, jede Faser an seinen Wurzeln ist

gezählt, und keine Macht der Erde kann sie mehren und mindern. Wenn wir unsere blöden Augen schärfen und mit übermenschlicher Kraft einen tiefern Blick in das Geheimniß der Natur werfen, wenn das Mikroskop uns die stille Werkstätte des Samens, der Knospen und der Blüten öffnet, dann erblicken wir von neuem in den feinsten Geweben und Zellen die unendlich wiederkehrende Form, und in den feinsten Fasern die ewige Unveränderlichkeit des Plans der Natur. Könnten wir noch tiefer dringen, überall würde dem Auge dieselbe Formenwelt entgegentreten, und wie in einem Spiegelsaal würde der Blick sich im Unendlichen verlieren. Solch eine Unendlichkeit liegt in diesen kleinen Blumen begraben! Und blicken wir hinauf zum Himmel, so sehen wir wieder die ewige Ordnung, wie Monde um Planeten, Planeten um Sonnen, und Sonnen um neue Sonnen kreisen, und dem geschärften Auge wird selbst der ferne Sternennebel zu einer neuen schönen Welt. Bedenke dann, wie jene majestätischen Gestirne auf- und niederkreisen, damit die Jahreszeiten wechseln,

damit der Same dieses Vergißmeinnichts sich wieder und wieder rege, die Zellen sich öffnen, die Blätter sich hervordrängen und die Blüten den Teppich der Wiesen verzieren, und blicke auf den Himmelskäfer, der sich im blauen Kelche der Blumen wiegt, und dessen Erwachen zum Leben, dessen Genuß des Daseins, dessen lebendiger Athem tausendmal wunderbarer ist als das Gewebe der Blumen, oder die todte Mechanik der Himmelskörper; fühle, daß auch du zu diesem ewigen Gewebe gehörst, und du darfst dich trösten mit den unendlichen Creaturen, die mit dir kreisen, die mit dir leben und mit dir verwelken. Ist aber dies All, mit seinem Kleinsten und seinem Größten, mit seiner Weisheit und seiner Macht, mit dem Wunder seines Daseins und dem Dasein seiner Wunder, das Werk eines Wesens, vor dem deine Seele nicht zurückschaudert, vor dem du niederfällst im Gefühle deiner Schwachheit und Nichtigkeit, und zu dem du dich wieder erhebst im Gefühle seiner Liebe und Barmherzigkeit, — fühlst du es wirklich, daß in dir etwas lebt, unendlicher und ewiger als

die Zellen der Blumen, die Sphären der Planeten und das Leben des Käfers, — erkennst du in dir wie in einem Schatten den Glanz des Ewigen, der dich umleuchtet, — fühlst du in dir und unter dir und über dir die Allgegenwart des Wirklichen, in dem dein Schein zum Sein, deine Angst zur Ruhe, deine Einsamkeit zur Allgemeinsamkeit wird, dann weißt du, zu wem du rufst in der dunkeln Nacht des Lebens: „Schöpfer und Vater, dein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden, wie auf Erden also auch an mir.“ Dann wird es helle in dir und um dir, die Morgendämmerung mit ihren kalten Nebeln schwindet, und neue Wärme durchströmt die zitternde Natur. Du hast eine Hand gefunden, die du nie wieder läßt, die dich hält, wenn die Berge zittern und die Monden verlöschen, — wo du auch seist, du bist bei ihm, und er bei dir, — er ist der Ewignahe und sein ist die Welt mit ihren Blumen und Dornen, sein der Mensch mit seinen Freuden und Leiden. „Es widerfährt dir nicht das Geringste, es sei denn, daß Gott es wolle.“

Mit ſolchen Gedanken zog ich die Straße weiter. Bald war es mir wohl, bald war es mir weh; denn wenn wir auch Ruhe und Frieden gefunden haben im tiefſten Abgrund unſerer Seele, ſo iſt es doch ſchwer, ſtill in dieſer heiligen Einſiedelei zu bleiben. Ja, viele vergeſſen ſie wieder, nachdem ſie ſie gefunden, und wiſſen oft kaum den Weg, der zu ihr zurückführt.

Wochen waren verfloſſen, und keine Silbe von ihr war zu mir gedrungen. „Vielleicht iſt ſie todt und liegt in ſtiller Ruh“, das war ein anderes Lied, was mir auf der Zunge ſchwebte und immer wiederkehrte, ſo oft ich es auch von mir ſtieß. Es war ja möglich, denn der Hofrath hatte mir geſagt, ſie leide am Herzen, und jeden Morgen, wenn er zu ihr gehe, mache er ſich darauf gefaßt, ſie nicht mehr am Leben zu finden. Und wenn ſie nun dieſe Welt verlaſſen hätte, ohne daß ich von ihr Abſchied genommen, ohne daß ich ihr noch im letzten Augenblicke geſagt, wie ich ſie liebe — könnte ich es mir je verzeihen? Müßte ich ihr nicht nachfolgen, bis

ich sie wiederfände in einem andern Leben, bis ich von ihr gehört, daß sie mich liebe, daß sie mir verzeihe? Wie doch die Menschen mit dem Leben spielen, wie sie das Beste, was sie thun, das Schönste, was sie genießen können, von Tag zu Tag aufschieben, ohne zu denken, daß jeder Tag der letzte sein kann und daß verlorene Zeit verlorene Ewigkeit ist. Da fielen mir alle die Worte des Hofraths wieder ein, als ich ihn zum letzten mal gesehen, und ich fühlte, daß ich den Entschluß zu meiner plötzlichen Abreise nur deshalb gefaßt, um ihm meine Stärke zu zeigen, — daß es mir schwerer gewesen wäre, ihm meine Schwäche zu bekennen und zu bleiben. Jetzt wurde es mir klar, daß es nur eine Pflicht für mich gäbe: unverzüglich zu ihr zurückzukehren und alles zu ertragen, was der Himmel uns schicke. Aber als ich eben den Plan zur Rückreise gemacht, da hörte ich plötzlich in meinem Gedächtnisse die Worte des Hofraths: „Sobald es möglich ist, muß sie fort und auf das Land gebracht werden.“ Sie hatte mir selbst gesagt, daß sie den Sommer meist auf ihrem Schlosse

zubringe. Vielleicht war sie dort, ganz in meiner Nähe; in einem Tage konnte ich bei ihr sein. Gedacht, gethan; mit Tagesanbruch machte ich mich auf, und abends stand ich an dem Thore des Schlosses.

Der Abend war still und hell. Die Spitzen der Berge glänzten in vollem Golde des Abendroths, und die niedern Schichten waren von röthlichem Blau übergossen. Aus den Thälern erhob sich ein grauer Nebel, der plötzlich licht wurde, wenn er in die höhern Regionen hinaufschwebte und dann wie ein Wolkenmeer zum Himmel emporwogte. Und dieses ganze Farbenspiel spiegelte sich wider auf der leicht bewegten Brust des dunkeln Sees, an dessen Ufern die Berge hinauf- und hinabzusteigen schienen, sodaß nur die Wipfel der Bäume, und die Spitzen des Kirchthurms, und der aufsteigende Rauch der Häuser die Linie andeutete, welche die Wirklichkeit der Welt von ihrem Widerschein trennte. Aber mein Blick war nur auf Einen Punkt gerichtet, das war das alte Schloß, wo mir eine Ahnung sagte, daß ich sie wiederfinden sollte. Kein Licht war in den Fenstern zu

ſehen, keine Tritte ſtörten die Stille des Abends. Hatte mich meine Ahnung getäuſcht? Ich ging langſam durch das erſte Thor und die Stufen hinauf, bis ich im Vorhof des Schloſſes ſtand. Hier ſah ich eine Schildwache auf- und abgehen, und eilte auf den Soldaten zu, um mich zu erkundigen, wer im Schloſſe ſei. „Die Gräfin iſt hier und ihre Dienerſchaft", war die kurze Antwort, und im Augenblicke ſtand ich auch ſchon an dem Hauptportal und hatte auch ſchon die Glocke gezogen. Da fiel mir erſt ein, was ich gethan! Niemand kannte mich, ich konnte und durfte nicht ſagen, wer ich ſei. Ich war wochenlang in den Bergen herumgewandert und ſah aus wie ein Bettler. Was ſollte ich ſagen? Nach wem ſollte ich fragen? Doch hier war keine Zeit zum Ueberlegen, die Thür öffnete ſich, und ein Portier in fürſtlicher Livree ſtand vor mir und ſah mich verwundert an.

Ich fragte, ob die Engländerin, von der ich wußte, daß ſie die Gräfin nie verließ, im Schloſſe ſei, und als der Portier dies bejahte, bat ich um

Papier und Tinte, und ſchrieb ihr, daß ich hier ſei, um mich zu erkundigen, wie ſich die Gräfin befinde.

Der Portier rief einen Bedienten, der den Brief hinauftrug. Ich hörte jeden Tritt in den langen Hallen, und mit jeder Minute, die ich wartete, wurde meine Lage mir unerträglicher. An den Wänden hingen alte Familienbilder der fürſtlichen Familie, Ritter in voller Rüſtung, Frauen in alter Tracht, und in der Mitte eine Frau im weißen Anzug einer Nonne, mit einem rothen Kreuz auf der Bruſt. Sonſt hatte ich dieſe Bilder ſo oft angeſehen und nie daran gedacht, wie auch in ihrer Bruſt einſt ein menſchliches Herz geſchlagen. Jetzt aber ſchien es mir, als könne ich plötzlich ganze Bände in ihren Zügen leſen, und als ſagten ſie mir alle: „Auch wir haben einſt gelebt, auch wir haben einſt gelitten.“ Unter dieſer eiſernen Rüſtung lagen einſt Geheimniſſe verborgen, wie jetzt in meiner eigenen Bruſt. Dieſe weiße Tracht und dies rothe Kreuz ſind lebendige Zeugen, daß auch hier ein Kampf gekämpft wurde wie der, der jetzt in meinem Herzen tobte. Und dann ſchien es mir, als

blickten sie mich alle mitleidig an, und dann lag wieder ein hoher Stolz in ihren Zügen, als wollten sie sagen, du gehörst nicht zu uns. Mir wurde immer unheimlicher, als mich plötzlich leise Tritte aus meinen Träumen weckten. Die Engländerin kam die Treppe herab und bat mich, in ein Zimmer zu treten. Ich sah sie forschend an, ob sie wol ahnte, was hier vorging. Aber in ihren Zügen war vollkommene Ruhe, und ohne sich den geringsten Ausdruck der Theilnahme oder der Verwunderung zu erlauben, sagte sie mir mit gemessener Stimme, die Gräfin sei heute viel wohler und lade mich in einer halben Stunde zu sich ein.

Ein guter Schwimmer, der sich weit in das Meer hinauswagt und erst an die Rückkehr denkt, wenn seine Arme schon anfangen matt zu werden, der dann mit Hast die Wellen theilt und kaum wagt, den Blick nach dem fernen Ufer zu richten, der mit jedem Schlage fühlt, daß seine Kräfte sinken, und es sich doch nicht gesteht, bis er endlich willenlos und krampfhaft kaum noch das Bewußtsein seiner

Lage hat — da plötzlich steht sein Fuß auf festem Grund und sein Arm umschlingt den ersten Stein des Ufers —: so war es mir, als ich diese Worte hörte. Eine neue Wirklichkeit trat mir entgegen, und was ich gelitten, war ein Traum. Solche Augenblicke gibt es im Leben des Menschen nur wenige, und Tausende haben ihre Wonne nie gekannt. Aber die Mutter, der ihr Kind zum ersten mal in den Armen liegt, der Vater, dem sein einziger Sohn mit Ruhm bedeckt aus dem Kriege zurückkehrt, der Dichter, dem sein eigenes Volk entgegenjauchzt, der Jüngling, dem ein warmer Händedruck von einem geliebten Wesen mit einem wärmern Druck erwidert wird, sie wissen was es heißt, wenn ein Traum zur Wirklichkeit geworden.

Die halbe Stunde war vorüber, und ein Diener kam und führte mich durch eine lange Reihe von Zimmern, öffnete eine Thür, und im matten Lichte des Abends sah ich eine weiße Gestalt, und über ihr ein hohes Fenster, das auf den See und auf die schimmernden Berge blickte.

„Wie eigen ſich die Menſchen treffen“, tönte ihre helle Stimme mir entgegen, und jedes Wort war wie ein kühler Regentropfen nach einem heißen Sommertage.

„Wie eigen ſich die Menſchen treffen, und wie eigen ſie ſich verlieren“, ſagte ich, und dabei ergriff ich ihre Hand und fühlte, daß wir wieder beiſammen und zuſammen waren.

„Das iſt aber die Schuld der Menſchen, wenn ſie ſich verlieren“, fuhr ſie fort, und ihre Stimme, die immer wie Muſik ihre Worte zu begleiten ſchien, ging unwillkürlich in eine weichere Tonart über.

„Ja, das iſt's wahrlich“, erwiderte ich; „aber zuerſt ſage mir, biſt du wohl, und darf ich mit dir ſprechen?“

„Mein lieber Freund“, ſagte ſie lächelnd, „ich bin immer krank, das weißt du, und wenn ich ſage, daß ich mich wohl fühle, ſo thue ich es nur meinem alten Hofrath zu Liebe; denn er iſt feſt überzeugt, daß ich ſeit meinem erſten Jahre mein ganzes Leben nur ihm und ſeiner Kunſt verdanke. Ehe ich die

Residenz verließ, habe ich ihm einen großen Schreck gemacht, denn eines Abends hörte mein Herz plötzlich auf zu schlagen, und ich fühlte eine solche Angst, daß ich glaubte, es würde nie wieder zu schlagen anfangen. Doch das ist vorüber, und wozu sollen wir davon sprechen? Mich hat nur Eins betrübt. Ich glaubte immer, ich würde einmal in voller Ruhe die Augen schließen; jetzt aber fühle ich, daß mein Leiden mir auch den Abschied vom Leben noch stören und verbittern wird." Dann legte sie ihre Hand auf ihr Herz und sagte: „Aber erzähle mir, wo bist du gewesen, und warum habe ich diese ganze Zeit nichts von dir gehört? Der alte Hofrath hat mir so viel Gründe für deine plötzliche Abreise gegeben, daß ich ihm endlich sagen mußte, ich glaube ihm nicht — und da gab er mir denn endlich den unglaublichsten aller Gründe, und rathe welchen?"

„Unglaublich mochte er scheinen", fiel ich ihr in die Rede, damit sie das Wort nicht aussprechen sollte; „und doch war er vielleicht nur allzu wahr. Doch auch das ist vorüber, und warum sollen wir davon sprechen?"

„Aber nein, mein Freund", sagte sie, „warum sollte das vorüber sein? Ich sagte dem Hofrath, als er mir seinen letzten Grund angab, weshalb du so plötzlich abgereist seiest, daß ich weder ihn noch dich begreife. Ich bin ein armes, krankes, verlassenes Wesen, und mein irdisches Dasein ist nichts als ein langsames Sterben. Wenn mir nun der Himmel doch ein paar Seelen geschickt hat, die mich verstehen, oder, wie es der Hofrath ausdrückt, die mich lieben, warum soll denn dies meinen oder ihren Frieden stören? — Ich hatte eben in meinem Lieblingsdichter, im alten Wordsworth, gelesen, als mir der Hofrath sein Bekenntniß machte, und da sagte ich: «Mein lieber Hofrath, wir haben so viele Gedanken und so wenig Worte, daß wir in jedes Wort gar viele Gedanken hineinschachteln müssen. Wenn nun jemand, der uns nicht kennt, hörte, daß unser junger Freund mich liebe, oder ich ihn, so könnte er meinen, es sei so wie Romeo Juliet, und Juliet Romeo liebte, und da hättest du ganz recht, wenn du sagtest, das darf nicht sein. Aber nicht wahr, du liebst mich auch,

mein alter Hofrath, und ich liebe dich, und habe dich schon seit vielen Jahren geliebt, und habe es dir vielleicht noch nie gestanden, bin aber deshalb doch weder verzweifelt noch unglücklich gewesen. Ja, mein lieber Hofrath, ich will dir noch mehr sagen. Ich glaube, du hast eine unglückliche Liebe für mich, und bist eifersüchtig auf unsern jungen Freund. Kommst du nicht jeden Morgen und erkundigst dich, wie es mir geht, auch wenn du weißt, daß ich ganz wohl bin? Bringst du mir nicht die besten Blumen aus deinem Garten? Habe ich dir nicht mein Bild schenken müssen, und — ich sollte es vielleicht nicht verrathen — kamst du nicht vorigen Sonntag in mein Zimmer, und du glaubtest ich schliefe. Ich schlief auch wirklich, wenigstens hätte ich mich nicht rühren können. Aber ich sah dich eine lange Zeit an meinem Bett sitzen, die Augen unverwandt auf mich gerichtet — und ich fühlte deine Augen wie Sonnenstrahlen, die auf meinem Gesichte spielten. Und endlich wurden deine Augen matt, und ich fühlte große Thränen aus ihnen herunterfallen. Da hülltest

du dein Geſicht in deine Hände und ſchluchzteſt laut: Maria, Maria! — Ach, mein lieber Hofrath, das hat unſer junger Freund nie gethan, und doch haſt du ihn fortgeſchickt.» Als ich ſo mit ihm ſprach, halb im Spaß, halb im Ernſt, wie ich immer ſpreche, da fühlte ich, ich hatte dem alten Mann wehe gethan. Er wurde ganz ſtill und ſchämte ſich wie ein Kind. Da nahm ich einen Band Gedichte von Wordsworth, in dem ich eben geleſen hatte, und ſagte: «Hier iſt ein anderer alter Mann, den ich liebe und von ganzem Herzen liebe, der mich verſteht und den ich verſtehe, und habe ihn doch nie geſehen, werde ihn auch nie ſehen — das iſt nun einmal ſo auf Erden. Nun will ich dir ein Gedicht von ihm vorleſen, da ſollſt du ſehen, wie man lieben kann, und wie Liebe ein ſtiller Segen iſt, den der Liebende auf das Haupt der Geliebten legt, und dann ſeines Weges weiter zieht in ſeliger Wehmuth.» Da las ich ihm Wordsworth's «Highland Girl» vor, und jetzt, mein Freund, rücke die Lampe näher und lies mir das Gedicht wieder vor, denn es erfriſcht mich, ſo oft ich es

höre; es weht ein Geist darin, wie das stille, unendliche Abendroth, das seine Arme da drüben liebend und segnend auf die unschuldige Brust der schneebedeckten Berge breitet."

Wie ihre Worte so langsam und ruhig in meine Seele tönten, wurde es auch in meiner Brust endlich wieder still und feierlich; der Sturm war vorüber, und ihr Bild schwamm wie der Silberschein des Mondes auf den leichtbewegten Wellen meiner Liebe — dieses Weltenmeeres, das durch die Herzen aller Menschen strömt, und das jeder das seine nennt, während es doch ein allbelebender Pulsschlag der ganzen Menschheit ist. Ich hätte am liebsten stillgeschwiegen wie die Natur, die draußen vor unsern Blicken lag, und die immer stiller und dunkler wurde; doch sie gab mir das Buch, und ich las:

Sweet Highland Girl, a very shower
Of beauty is thy earthly dower!
Twice seven consenting years have shed
Their utmost bounty on thy head:

And these grey rocks, that household lawn,
Those trees, a veil just half withdrawn,
This fall of water that doth make
A murmur near the silent lake,
This little bay; a quiet road
That holds in shelter thy abode —
In truth together do ye seem
Like some thing fashioned in a dream;
Such forms as from their covert peep
When earthly cares are laid asleep!
But, o fair creature! in the light
Of common day, so heavenly bright,
I bless thee, vision as thou art,
I bless thee with a human heart;
God shield thee to thy latest years!
Thee neither know I, nor thy peers;
And yet my eyes are filled with tears.
With earnest feeling I shall pray
For thee when I am far away:
For never saw I mien, or face,
In which more plainly I could trace

Benignity and home-bred sense
Ripening in perfect innocence.
Here scattered, like a random seed,
Remote from men, thou dost not need
The embarrassed look of shy distress,
And maidenly shamefacedness:
Thou wear'st upon thy forehead clear
The freedom of a mountaineer:
A face with gladness overspread!
Soft smiles, by human kindness bred!
And seemliness complete, that sways
Thy courtesies, about thee plays;
With no restraint, but such as springs
From quick and eager visitings
Of thoughts that lie beyond the reach
Of thy few words of English speech:
A bondage sweetly brooked, a strife
That gives thy gestures grace and life!
So have I, not unmoved in mind,
Seen birds of tempest-loving kind —
Thus beating up against the wind.

What hand but would a garland cull
For thee who art so beautiful?
O happy pleasure! here to dwell
Beside thee in some heathy dell;
Adopt your homely ways, and dress,
A shepherd, thou a shepherdess!
But I could frame a wish for thee
More like a grave reality:
Thou art to me but as a wave
Of the wild sea; and I would have
Some claim upon thee, if I could,
Though but of common neighbourhood.
What joy to hear thee, and to see!
Thy elder brother I would be,
Thy father — anything to thee!
Now thanks to Heaven! that of its grace
Hath led me to this lonely place.
Joy have I had; and going hence
I bear away my recompence.
In spots like these it is we prize
Our memory, feel that she hath eyes:

Then, why should I be loth to stir?
I feel this place was made for her;
To give new pleasure like the past,
Continued long as life shall last.
Nor am I loth, though pleased at heart,
Sweet Highland Girl! from thee to part;
For I, methinks, till I grow old,
As fair before me shall behold,
As I do now, the cabin small,
The lake, the bay, the waterfall,
And thee, the spirit of them all!

Das Hochlandmädchen.

Aus dem Engliſchen von Wordsworth, überſetzt von Fritz Krauß.

Du ſüßes Hochlandmädchen! Eine Flut
Von Schönheit iſt Dein ird'ſcher Schatz, Dein Gut!
Auf Dein Haupt legten zweimal ſieben Lenze
Mit Freuden ihrer Gaben reichſte Kränze:
Die grauen Felſen hier, das Plätzchen da;

Die Bäume dort, ein Schleier halbgezogen,
Und jener Waſſerfall, der murmelt nah
Beim ſtillen See, den trüben keine Wogen;
Die kleine Bucht, und jener Weg dazu,
Der deinen Hort beſchirmt mit ſeiner Ruh' —
Ihr ſcheint in Wahrheit mir als ob
Ein ſchöner Traum euch zaub'riſch wob,
Geſtalten, die ſich im Verborgnen regen,
Wenn Erdenſorgen ſich zum Schlafen legen.
Doch dich, o ſchönes Weſen! ſelbſt im Schein
Des Alltagslebens himmliſch licht und rein,
Dich, flücht'ges Traumbild einer ſtillen Stunde,
Dich ſegne ich aus Menſchenherzens Grunde!
Gott ſchütze dich, bis du dich einſt mußt trennen!
Ich kenn' nicht dich noch jene, die dich kennen,
Und fühl' doch Thränen mir im Auge brennen.
Ich werde beten warm und ernſt für dich,
Wenn ich dir ferne bin; denn nie fand ich
Ein Antlitz noch, in deſſen klaren Zügen
Ich Herzensgüte, fröhliches Genügen,
Natürlichkeit und Zucht ſo rein wie da
In vollſter Unſchuld blühn und reifen ſah.
Wie ein verwehtes Saatkorn hergeſtreut,

Den Menſchen ferne, brauchſt du nicht geſchickt
Es nachzuahmen wie ein Mädchen ſcheut
Und bald verlegen, bald erſchrocken blickt;
Auf deiner klaren Stirne thront
Die Freiheit, die in Bergen wohnt:
Ein Antlitz iſt's, mit Freude übergoſſen;
Ein Lächeln, der Gutherzigkeit entſproſſen!
Und ſo vollkommner Anſtand, wie er neigt
In deinen Grüßen ſich, ſpielt um dich her!
Da iſt kein andrer Zwang, als der ſich zeigt,
Wenn ſchnell und heftig ein Gedankenheer
Aufblitzt in dir, das deine Sprache dann,
Zu arm an Worten, nicht mehr faſſen kann:
Ein ſüß ertragner Zwang! Reizvolles Streben,
Das Anmuth den Geberden leiht und Leben!
So bin ich oft nicht ungerührt geblieben,
Wenn Vögel, die das Windestoſen lieben,
Vergeblich kämpfend vor dem Sturme trieben.

Wo iſt die Hand wol, die nicht möchte weihn
Den Blumenkranz dir, die ſo ſchön und rein?
O ſchönes Glück! zu athmen eine Luft
Mit dir im Thal voll Heidekraut und Duft,
Zu thun wie du, zu haben deinen Sinn,

Ein Schäfer ich, du eine Schäferin!
Doch möcht' ein Wunſch in meiner Bruſt ſich regen,
Der ernſtrer Wirklichkeit mich führt entgegen:
Nur eine Welle auf dem wilden Meer
Biſt du mir jetzt, und mich verlangt nach mehr:
Ich möchte Anſpruch auf dich machen können,
Und wär's nur der, den Nachbarſchaften gönnen.
Dich hören, ſehn — welch' Freude wäre mein!
Dein ältrer Bruder, oder Vater, — nein!
Nur etwas auf der Welt möcht' ich Dir ſein!
Nun ſei dem Himmel Dank, der voller Gnade
In dieſes Thal gelenkt hat meine Pfade;
Mir ward viel Freude, und ich trage fort
Mir reichen Lohn aus dieſem ſtillen Ort.
Hier lernt man der Erinnrung Werth verſtehn
Und daß ſie Augen hat, die ewig ſehn;
Warum denn ſollt' ich trennen mich ſo ſchwer?
Ich fühl's, der Ort ward ihr beſtimmt, daß er
Mit neuem Glück, dem gleich das ſchon vergangen,
Solang' ſie Leben hat ſie mög' umfangen.
So ſcheid' ich, voll das Herz, doch ohne Klagen,
Du ſüßes Hochlandmädchen! nun von dir;
Denn das weiß ich: ich ſeh' in alten Tagen

Noch ganz so schön, wie jetzt ich's thu', vor mir
Die kleine Hütte, die das Grün umschlingt,
Den See, die Bucht, den Wasserfall der springt,
Und dich, den Geist, der alles dies durchdringt!

Ich hatte geendet, und das Gedicht war mir wie ein Trunk frischen Quellwassers gewesen, wie ich es noch vor kurzem so oft aus dem Kelche eines großen grünen Blattes perlend hinuntergeschlürft hatte.

Da hörte ich ihre sanfte Stimme, wie den ersten Ton der Orgel, der uns aus unserm träumenden Gebete weckt, und sie sagte:

„So will ich, daß du mich liebst, und so liebt mich auch der alte Hofrath, und so in einer oder der andern Weise sollten wir uns alle lieben und aneinander glauben. Aber die Welt, obgleich ich sie kaum kenne, scheint diese Liebe und diesen Glauben nicht zu verstehen, und die Menschen haben aus dieser Erde, wo wir so glücklich hätten leben können, ein recht trauriges Dasein gemacht.

„Das muß früher anders gewesen sein, denn wie hätte sonst Homer die liebliche, gesunde, zarte Gestalt der Nausikaa schaffen können! Nausikaa liebt den Odysseus beim ersten Anblick. Sie sagt es ihren Freundinnen sogleich: «Daß doch ein solcher Mann mein Gatte genannt würde und es ihm gefiele, hier zu bleiben.» Doch schämt sie sich, mit ihm zugleich in der Stadt zu erscheinen, und sie sagt es ihm ins Gesicht, daß wenn sie einen so schönen stattlichen Fremdling mit nach Hause brächte, die Leute sagen würden, sie habe sich einen Gatten geholt. Wie ist das alles einfach und natürlich. Aber als sie hört, daß er in seine Heimat will, zu seiner Frau und seinem Kinde, da entschlüpft ihr keine Klage, sie verschwindet wieder vor unsern Augen, und wir fühlen, daß sie das Bild des schönen stattlichen Fremdlings wol lange noch in stiller freudiger Bewunderung in ihrer Brust getragen. Warum kennen denn unsere Dichter diese Liebe nicht? — dieses freudige Gestehen und dieses ruhige Scheiden! Ein neuer Dichter hätte aus der Nausikaa einen weiblichen Werther gemacht —

und das ist, weil die Liebe für uns nichts mehr ist als ein Vorspiel zum Lust- oder Trauerspiel der Ehe. Gibt es denn wirklich keine andere Liebe mehr? Ist die Quelle dieses reinen Glücks ganz vertrocknet? Kennen die Menschen nur noch den berauschenden Trunk, nicht mehr den erfrischenden Quell der Liebe?"

Bei diesen Worten fiel mir der englische Dichter ein, der auch so geklagt:

From heaven if this belief be sent,
If such be nature's holy plan,
Have I not reason to lament
What man has made of man!

„Wie glücklich doch die Dichter sind", sprach sie. „Ihre Worte rufen die tiefsten Gefühle von tausend stummen Seelen ins Dasein, und wie oft sind ihre Lieder schon zum Geständniß des süßesten Geheimnisses geworden! Ihr Herz schlägt in der Brust des Armen und des Reichen, der Glückliche

ſingt, der Traurige weint mit ihnen. Aber keinen Dichter kann ich ſo ganz mein eigen fühlen als Wordsworth. Ich weiß, viele meiner Freunde lieben ihn nicht; ſie ſagen, er ſei kein Dichter; aber das iſt es gerade, was ich an ihm liebe, daß er alle herkömmlichen Dichterphraſen, alle Uebertreibungen und alles, was man unter Pegaſusflug verſteht, vermeidet. Aber er iſt wahr — und was liegt nicht alles in dieſem einen Wort! Er öffnet unſere Augen für das Schöne, was, wie das Gänſeblümchen auf der Wieſe, vor unſern Füßen liegt; er nennt alles bei ſeinem wahren Namen — er will niemand überraſchen, täuſchen oder blenden; er will keine Bewunderung für ſich — er will den Menſchen nur zeigen, wie ſchön alles iſt, was Menſchenhand noch nicht verbogen und geknickt hat. Iſt ein Thautropfen auf einem Grashalm nicht ſchöner als eine Perle in Gold gefaßt? Iſt nicht ein lebendiger Quell, der uns entgegenrieſelt, wir wiſſen nicht woher, wunderbarer als alle Waſſerkünſte von Verſailles? Iſt ſein «Highland Girl» nicht lieblicher, nicht ein wahrerer

Ausdruck wahrer Schönheit als Goethe's Helena oder Byron's Haydee! Und dann die Heimlichkeit seiner Sprache und die Reinheit seiner Gedanken: wie schade, daß wir nie einen solchen Dichter hatten! Schiller hätte unser Wordsworth sein können, hätte er mehr Zutrauen zu sich als zu den alten Griechen und Römern gehabt. Unser Rückert kommt ihm am nächsten, hätte er nicht auch aus seinem armen Vaterlande weg sich Trost und Heimat unter östlichen Rosen gesucht. Wenig Dichter haben den Muth, ganz das zu sein, was sie sind. Wordsworth hatte ihn; und wie wir großen Männern gern zuhören, auch wenn sie nicht groß sind, sondern wie andere Sterbliche ruhig ihrer Gedanken pflegen und in Geduld des Augenblicks warten, wo ein heller Blick ihnen neue Aussichten ins Unendliche öffnet, so habe ich auch Wordsworth so gern selbst in den Gedichten, welche nichts enthalten, als was jeder hätte sagen können. Die großen Dichter vergönnen sich Ruhe: in Homer lesen wir oft hundert Verse ohne eine einzige Schönheit, und ebenso in Dante; während

Pindar, den ihr alle so bewundert, mich zur Verzweiflung treibt mit seinen Ekstasen. Was gäbe ich nicht darum, einen Sommer an den Lakes zubringen zu können, mit Wordsworth alle die Orte zu besuchen, denen er Namen gegeben, alle die Bäume zu grüßen, die er von der Axt gerettet, und nur einmal den fernen Sonnenuntergang mit ihm zu sehen, den er beschrieben, wie ihn nur Turner hätte malen können."

Es war so eigen, wie ihre Stimme sich nie zu Ende ihrer Rede senkte, wie bei den meisten Menschen, sondern im Gegentheil sich hob und stets wie in einem fragenden Septimenaccord endigte. Sie sprach stets hinauf, nie herab, zu den Leuten. Die Melodie ihrer Sätze war wie wenn ein Kind sagt: „Nicht wahr, Vater?" Es lag etwas Bittendes in ihrem Ton, und es war fast unmöglich ihr zu widersprechen.

„Wordsworth", sagte ich, „ist mir auch ein lieber Dichter und ein noch lieberer Mensch, und wie man oft von einem kleinen Hügel, den man

ohne Mühe erſteigt, eine ſchönere, vollere, lebendigere Ausſicht hat, als wenn man mit Mühe und Noth auf den Montblanc hinaufklettert, ſo geht es mir mit Wordsworth's Poeſie. Zu Anfang ſchien er mir oft gewöhnlich, und oft habe ich ſeine Gedichte hingelegt und nicht begreifen können, wie die beſten Geiſter des heutigen England eine ſolche Bewunderung für ihn hegen konnten. Ich habe es mir aber zur Ueberzeugung gemacht, daß kein Dichter in irgend-einer Sprache, den ſeine Nation oder die geiſtige Ariſtokratie ſeines Volks als Dichter anerkannt, uns ungenießbar bleiben darf. Bewunderung iſt eine Kunſt, die wir lernen müſſen. Viele Deutſche ſagen: Racine gefällt uns nicht; der Engländer ſagt: Goethe ver-ſtehe ich nicht; der Franzoſe ſagt: Shakſpeare iſt ein Bauer. Und was iſt damit geſagt? Nichts weiter als wenn ein Kind ſagt, es habe einen Walzer lieber als eine Symphonie von Beethoven. Die Kunſt iſt, herauszufinden und zu verſtehen, *was* jede Nation an ihren großen Männern bewundert, und wer das Schöne ſucht, der wird es endlich finden und

ſehen, daß ſelbſt die Perſer ſich nicht in ihrem Hafis, daß ſelbſt die Indier ſich nicht ganz in ihrem Kalidaſa täuſchten. Einen großen Mann verſteht man nicht auf einmal: es gehört Kraft, Muth und Ausdauer dazu, und es iſt eigen, daß was uns auf den erſten Anblick gefällt, nur ſelten uns für lange feſſelt."

„Und doch", fiel ſie ein, „giebt es etwas, was allen großen Dichtern, allen wahren Künſtlern, allen Heroen auf Erden, mögen ſie Perſer oder Indier, Heiden oder Chriſten, Romanen oder Germanen ſein, gemeinſam iſt, das iſt, ich weiß nicht wie ich's nennen ſoll; aber es iſt das Unendliche, das hinter ihnen zu liegen ſcheint, ein ferner Blick in das Ewige, eine Vergöttlichung des Kleinſten und Vergänglichen. Goethe, der große Heide, kennt «den ſüßen Frieden, der vom Himmel iſt». Und wenn er ſingt:

Ueber allen Gipfeln
Iſt Ruh';
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vöglein ſchweigen im Walde.

Warte nur, balde
Ruheſt du auch!

öffnet ſich da nicht über den hohen Tannenwipfeln eine unendliche Weite, eine Ruhe, wie die Erde ſie nicht geben kann? Bei Wordsworth fehlt dieſer Hintergrund nie, und die Spötter mögen ſagen was ſie wollen, es iſt doch nur das Ueberirdiſche, ſei es auch noch ſo verhüllt, was das menſchliche Herz reizt und rührt. Wer hat die irdiſche Schönheit beſſer verſtanden als Michel Angelo; — aber er hat ſie verſtanden, weil ſie ihm ein Abglanz überirdiſcher Schönheit war. Du kennſt ſein Sonett:

La forza d'un bel volto al ciel mi sprona
(Ch'altro in terra non è che mi diletti).
E vivo ascendo tra gli spirti eletti;
Grazia ch'ad uom mortal raro si dona.
Si ben col suo Fattor l'opra consuona,
Ch'a lui mi levo per divin concetti;
E quivi informo i pensier tutti e i detti;
Ardendo, amando per gentil persona.

Onde, se mai da due begli occhi il guardo
Torcer non so, conosco in lor la luce
Che mi mostra la via, ch'a Dio mi guide;
E se nel lume loro acceso io ardo,
Nel nobil foco mio dolce riluce
La gioia che nel cielo eterna ride.

Sonett.

Aus dem Italieniſchen von Fritz Krauß.

Die Schönheit treibt dem Himmel mich entgegen
(Nichts andres hat die Welt, das mir gefalle).
So tret' ich lebend in der Geiſter Halle, —
Den Sterblichen wird ſelten ſolcher Segen!

Im Werke iſt der Schöpfer ſo gelegen,
Daß ich, durch es begeiſtert, zu ihm walle,
Wo ich nun forme die Gedanken alle,
Die mir das ſchönheittrunkne Herz bewegen.

Digitized by Google

So weiß ich daß, kann ich den Blick nicht trennen
Von schönen Augen, jenes Licht drin wohnet,
Das zeigt den Weg zum göttlichen Gefilde;

Und fühl' in ihrem Glanz ich mich entbrennen,
So strahlt in meinem edlen Feuer milde
Die Freude wider, die im Himmel thronet.

Sie war erschöpft und schwieg — und wie hätte ich dieses Schweigen stören können? Wenn nach einem freundlichen Austausch der Gedanken menschliche Herzen sich befriedigt fühlen und schweigen, so sagen wir wol, es fliegt ein Engel durch das Zimmer, und mir war's als hörte ich das leise Flügelrauschen des Engels des Friedens und der Liebe über unsern Häuptern. Während meine Blicke auf ihr ruhten, schien ihre leibliche Hülle wie verklärt im Halbdunkel des Sommerabends, und nur ihre Hand, die ich in der meinigen hielt, gab mir das Gefühl ihrer wirklichen Gegenwart. Da fiel plötzlich ein heller Schimmer über ihr Gesicht, — sie fühlte es, öffnete ihre Augen und sah mich ver-

wundert an. Der wunderbare Glanz ihrer Augen, den die halbgeschlossenen Augenwimpern wie ein Schleier bedeckten, leuchtete wie ein Wetterleuchten. Ich blickte um mich her, und endlich sah ich wie der Mond in seiner vollen Pracht zwischen zwei Hügeln dem Schlosse gegenüber aufgegangen war und den See und das Dorf mit freundlichem Lächeln bestrahlte. Nie hatte ich die Natur, nie hatte ich ihr liebes Antlitz so schön gesehen; nie war mir solche selige Ruhe durch die Seele geflossen. „Maria", sagte ich, „in diesem verklärten Augenblick laß mich, so wie ich bin, dir meine ganze Liebe gestehen, laß uns, wo wir die Nähe des Ueberirdischen so mächtig fühlen, einen Bund der Seele schließen, den nichts wieder trennen kann. Was auch die Liebe sei, Maria, ich liebe dich, und ich fühle es, Maria, du bist mein, denn ich bin dein."

Ich kniete vor ihr und wagte nicht ihr in die Augen zu sehen. Meine Lippen berührten ihre Hand, und ich küßte sie. Da entzog sie mir ihre Hand, erst zögernd, dann aber hastig und entschieden, und

als ich aufblickte lag ein schmerzlicher Zug auf ihrem Antlitz. Sie schwieg noch immer, endlich erhob sie sich mit einem tiefen Seufzer und sagte:

„Genug für heute. Du hast mir wehe gethan; doch das ist meine Schuld. Schließe die Fenster — ich fühle einen kalten Schauer über mir, als ob eine fremde Hand mich berührte. Bleibe bei mir — aber nein — du mußt fort — lebe wohl — schlaf wohl — bete daß der Friede Gottes bei uns bleibe. Wir sehen uns wieder — nicht wahr? Morgen Abend — erwarte ich dich.“

O, wo war auf einmal all die himmlische Ruhe hin? Ich sah wie sie litt, und alles was ich thun konnte, war, schnell fortzueilen, die Engländerin zu rufen und im Dunkel der Nacht einsam in das Dorf zu gehen. Lange ging ich noch am See auf und nieder, lange schweiften meine Blicke nach dem erleuchteten Fenster, wo ich noch eben bei ihr gewesen war. Endlich verlosch im Schlosse das letzte Licht, der Mond stieg höher und höher, und jede Spitze, jeder Erker, jede Verzierung an den alten Mauern wurde

ſichtbar in der feenhaften Beleuchtung. Und hier war ich ganz allein in der ſtillen Nacht, und mir war's als ob das Gehirn mir ſeine Dienſte verſagte; denn kein Gedanke kam zu Ende, und ich fühlte nur, daß ich ganz allein auf dieſer Erde ſei, daß es keine Seele für mich gäbe. Die Erde war wie ein Sarg, und der ſchwarze Himmel ein Leichentuch, und ich wußte kaum ob ich lebe oder ſchon längſt geſtorben ſei. Und dann ſah ich plötzlich zu den Sternen hinauf, mit ihren blinkenden Augen, die ſo ruhig ihres Weges zogen — und dann ſchien es mir, als wären ſie nur da um die Menſchen zu erleuchten und zu tröſten, und dann dachte ich an zwei Himmelſterne, die mir ſo unverhofft am dunkeln Himmel aufgegangen — und ein Dankgebet rang ſich aus meiner Bruſt, ein Dankgebet für die Liebe meines Engels.

Digitized by Google

Letzte Erinnerung.

Die Sonne blickte schon über die Berge in mein Fenster hinein, als ich erwachte. War das dieselbe Sonne, die am Abend vorher mit langzögerndem Blick, wie ein scheidender Freund, uns angeschaut, als ob sie den Bund unserer Seelen segnen wollte und die untergegangen war wie eine verlorene Hoffnung? Und jetzt leuchtete sie mir entgegen wie ein Kind, das mit strahlendem Blick in unser Zimmer stürzt, um uns Glück zu wünschen zu einem frohen Feste! Und war ich derselbe Mensch, der nur vor wenigen Stunden, zerbrochen an Geist und Körper, sich auf das Lager geworfen — und jetzt fühlte ich wieder in mir den alten Lebensmuth, und ein Gott- und Selbstvertrauen,

das wie frische Morgenluft die Seele erquickte und belebte! Was wäre wol aus den Menschen geworden ohne den Schlaf? Wir wissen es nicht, wo dieser nächtliche Bote uns hinführt, und wenn er uns die Augen am Abend zudrückt, wer bürgt uns dafür, daß er sie am Morgen uns wieder öffnet, — daß er uns wieder zu uns bringt? Es verlangte Muth und Glauben, als der erste Mensch sich diesem unbekannten Freunde in die Arme warf, und läge nicht in unserer Natur etwas Hülfloses, was uns bei allen Dingen, die wir glauben sollen, zum Glauben drängt und zur Hingebung zwingt, ich zweifle, ob je ein Mensch, trotz aller Müdigkeit, aus freiem Antriebe die Augen geschlossen hätte und in dies unbekannte Traumland getreten wäre. Das Gefühl unserer Schwachheit, unserer Müdigkeit gibt uns Vertrauen zu einer höhern Macht und Muth zur frohen Hingebung an die schöne Ordnung des Alls, und wir fühlen uns gestärkt und erfrischt, wenn wir, sei es auch nur auf kurze Zeit, im Wachen oder im Schlafe, die Fesseln gelöst haben,

die unſer ewiges Selbſt an unſer irdiſches Ich binden.

Was mir geſtern nur dunkel wie fliehender Abendnebel durch den Kopf gezogen war, wurde mir auf einmal klar. Wir gehörten einander zu, das fühlte ich: ſei es wie Bruder und Schweſter, ſei es wie Vater und Kind, ſei es wie Bräutigam und Braut; wir mußten für nun und immer beiſammen bleiben. Es galt nur, den rechten Namen für das zu finden, was wir in unſerer ſtammernden Sprache Liebe nennen. —

Thy elder brother I would be,
Thy father — anything tho thee!

Es war dieſes anything, wofür ein Name gefunden werden mußte, denn die Welt erkennt nun einmal nichts Namenloſes an. Sie hatte mir ja ſelbſt geſagt, daß ſie mich liebe, mit jener reinen allmenſchlichen Liebe, aus der alle andere Liebe entſpringt. Ihr Schreck, ihre Verſtimmung, als auch ich ihr meine volle Liebe geſtanden, waren mir

noch immer unbegreiflich; aber sie konnten meinen Glauben an unsere Liebe nicht mehr erschüttern. Warum sollen wir denn alles, was in der Seele des Menschen vorgeht, begreifen wollen, während doch in uns selbst alles so unbegreiflich ist? Es ist ja überall das Unerklärliche, was uns am meisten fesselt, sei es in der Natur, sei es im Menschen, sei es in unserer eigenen Brust. Menschen, die wir verstehen, deren Triebfedern wir wie ein anatomisches Präparat vor uns sehen, lassen uns kalt, wie die Charaktere in unsern meisten Romanen, und nichts verdirbt uns die Freude am Leben und an den Menschen mehr als dieser ethische Rationalismus, der alles erklären will und alles Wunder im Innern leugnet. Es liegt in jedem Wesen etwas Unauflösliches, nennen wir es Schicksal, Eingebung oder Charakter, und Der kennt weder sich noch die Menschen, welcher glaubt, daß er ohne diesen ewig wiederkehrenden Rest das Thun und Treiben der Menschen zerlegen kann. Ich tröstete mich nun über alles, worüber ich am Abend verzweifelt war —

und endlich schien auch kein Wolkenstreif mehr den Himmel der Zukunft zu trüben.

In dieser Stimmung trat ich aus dem engen Hause heraus an die freie Luft, als ein Bote einen Brief für mich brachte. Er war von der Gräfin, das sah ich an der schönen ruhigen Handschrift. Ich öffnete ihn ohne zu athmen, — ich hoffte das Schönste, was der Mensch nur hoffen kann. Aber bald fiel alles in mir zusammen. Der Brief enthielt nichts als die Bitte, sie heute nicht zu besuchen, da sie auf dem Schlosse Besuch aus der Residenz erwarte. Kein freundliches Wort, keine Nachricht über ihr Befinden! Nur zu Ende noch ein P. S.: „Morgen kommt der Hofrath — also auf übermorgen."

Hier waren auf einmal zwei Tage aus dem Buche des Lebens gerissen. Und wären sie nur ganz herausgerissen, — aber nein, sie hingen über mir wie ein Bleidach eines Gefängnisses. Sie mußten gelebt werden, — ich konnte sie nicht wie ein Almosen einem Könige oder einem Bettler

ſchenken, der noch gern zwei Tage länger auf ſeinem Throne oder auf ſeinem Steine bei der Kirchthür geſeſſen hätte! Ich ſtarrte eine Zeit lang vor mir hin, dann aber dachte ich an mein Morgengebet, und wie ich es mir geſagt, daß es keinen größern Unglauben gebe als Verzweiflung — wie das Kleinſte und Größte im Leben Theil eines großen, göttlichen Planes ſei, dem wir uns fügen müſſen, ſo ſchwer es auch ſei. Wie ein Reiter, der einen Abgrund vor ſich ſieht, riß ich die Zügel zurück. „Sei's, weil's ſein muß!“ rief ich in mir; „aber Gottes Erde iſt nicht der Ort zum Klagen und Jammern.“ War es nicht Seligkeit, dieſe Zeilen, die ſie geſchrieben, in meiner Hand zu halten, und die Hoffnung, in kurzer Zeit ſie wiederzuſehen, war es nicht größere Seligkeit als ich je verdient? Den Kopf nur immer über das Waſſer gehalten! — das ſagen alle guten Lebensſchwimmer; geht es aber nicht mehr, dann beſſer auf einmal untergetaucht, als ſich das Waſſer fortwährend in die Augen und die Kehle laufen zu laſſen! Und wenn es uns

ſchwer wird, bei den kleinen Unfällen des Lebens ſtets an die göttliche Vorſehung zu denken, und wenn wir uns ſcheuen, und vielleicht mit Recht, bei jedem Kampfe aus der Gewöhnlichkeit des Lebens heraus in die Gegenwart des Göttlichen zu treten, ſo ſollte uns das Leben, wenn auch nicht als Pflicht, doch als Kunſt erſcheinen, — und was iſt häßlicher als ein Kind, das ſich unbändig geberdet, und bei jedem Verluſt, bei jedem Schmerz, trübſinnig grollt? Nichts iſt ſchöner als ein Kind, in deſſen thränendem Auge ſchon wieder der Sonnenſchein der Freude und Unſchuld glänzt — wie eine Blume, welche bei einem Frühlingsregen zittert und bebt, und doch ſchon wieder blüht und duftet, während der Sonnenſchein ihr die Thränen auf den Wangen trocknet.

Bald kam mir ein guter Gedanke, wie ich, dem Schickſal zum Trotz, dieſe beiden Tage doch mit ihr verleben konnte. Schon lange hatte ich gewünſcht, mir die lieben Worte, die ſie mir geſagt, und ſo manchen ſchönen Gedanken, den ſie mir anvertraut, aufzuzeichnen; und ſo vergingen mir die

Tage in der Erinnerung ſchöner zuſammenverlebter Stunden, und in der Hoffnung einer noch ſchönern Zukunft, und ich war bei ihr, und mit ihr, und lebte in ihr, und fühlte die Nähe ihres Geiſtes und ihrer Liebe mehr als ich ſie je gefühlt, wenn ich ihre Hand in der meinigen hielt.

Wie lieb ſind mir jetzt dieſe Blätter, — wie oft habe ich ſie geleſen und wieder geleſen, — nicht als ob ich je ein Wort, das ſie geſagt, vergeſſen hätte; aber dieſe Blätter waren Zeugen meines Glücks, und es ſchaut mich etwas aus ihnen an wie der Blick eines Freundes, deſſen Schweigen mehr ſagt als alle Worte. Erinnerung an vergangenes Glück, Erinnerung an vergangenes Leid, ſtilles Verſenken in eine ferne Vergangenheit, wo alles ſchwindet was uns umgibt und bindet, wo die Seele ſich hinwirft wie eine Mutter auf den grünen Grabhügel ihres Kindes, das ſchon ſeit langen Jahren da unten ſchlummert, wo keine Hoffnung, kein Wunſch die Stille hülfloſer Hingebung ſtört — das nennen wir wol Wehmuth; — aber

eine Seligkeit liegt in dieſer Wehmuth, die kennen nur Die, welche viel geliebt und viel gelitten haben. Frage eine Mutter was ſie fühlt, wenn ſie den Schleier, den ſie einſt als Braut getragen, ihrer Tochter um das Haupt bindet und des Gatten denkt, der nicht mehr bei ihr iſt. — Frage einen Mann was er fühlt, wenn ihm ein Mädchen, das er geliebt und das die Welt von ihm getrennt, nach ihrem Tode die trockene Roſe ſchickt, die er ihr als Jüngling gegeben — ſie mögen beide weinen; aber ihre Thränen ſind nicht Thränen des Schmerzes, noch Thränen der Freude, es ſind Thränen des Opfers, mit denen der Menſch ſich dem Göttlichen weiht, und das Liebſte, was er hat, ruhig dahingehen ſieht im Glauben an Gottes Liebe und Weisheit.

Doch zurück in die Erinnerung, zurück in die lebendige Gegenwart der Vergangenheit! — Die zwei Tage verfloſſen ſo ſchnell, daß es mich durchbebte, als das Glück des Wiederſehens immer näher und näher rückte. Ich ſah, wie am erſten Tage

die Wagen und Reiter aus der Stadt ankamen, wie das Schloß sich belebte mit bunten Gästen. Die Fahnen flatterten auf dem Dache, Musik tönte durch die Höfe. Am Abend belebte sich der See mit lustigen Gondeln, Männergesang klang über die Wogen, und ich mußte lauschen, denn ich dachte, daß auch sie vom Fenster aus diesen Liedern lauschte. Am zweiten Tage war noch alles geschäftig, und erst am Nachmittag bereiteten sich die Gäste zum Aufbruch, und spät am Abend sah ich auch den Wagen des Hofraths allein nach der Stadt zurückfahren. Da hielt es mich nicht länger. Ich wußte sie war allein, ich wußte sie dachte an mich, sie wünschte mich herbei. Und ich sollte noch eine Nacht vergehen lassen, ohne ihr wenigstens die Hand zu drücken, ohne ihr zu sagen, daß die Trennung überstanden, und daß der nächste Morgen uns zu neuer Seligkeit wecken werde! Noch sah ich Licht in ihrem Fenster — und warum sollte sie allein sein, warum sollte ich nicht wenigstens für einen Augenblick ihre süße Gegenwart fühlen? Schon stand ich an dem

Schloſſe, ſchon wollte ich die Glocke ziehen — da ſtand ich plötzlich ſtill und ſagte: Nein! Keine Schwäche! Du würdeſt beſchämt vor ihr ſtehen, wie ein Dieb in der Nacht. Morgen früh tritt vor ſie hin wie ein Held, der aus der Schlacht zurückkehrt, und für den ſie jetzt den Kranz der Liebe windet, den ſie ihm morgen auf das Haupt drückt.

Und der Morgen kam, und ich war bei ihr — wirklich bei ihr. O, redet nicht vom Geiſt, als könne er ohne Körper ſein! Volles Daſein, Bewußtſein, Frohſein iſt nur wo Geiſt und Körper Eins ſind, ein verkörperter Geiſt, ein vergeiſteter Körper. Es gibt keinen Geiſt ohne Körper, es ſei denn ein Geſpenſt; es gibt keinen Körper ohne Geiſt, es ſei denn eine Leiche. Iſt die Blume auf dem Felde ohne Geiſt? Blickt ſie nicht heraus aus einem göttlichen Willen, aus einem ſchöpferiſchen Gedanken, der ſie erhält, der ihr Leben und Daſein gibt? Das iſt ihr Geiſt — nur daß er ſtumm iſt in der Blume, während er im Menſchen ſich offenbart im Wort. Wirkliches Leben iſt überall

körperliches und geiſtiges Leben; wirklicher Genuß iſt überall körperlicher und geiſtiger Genuß; wirkliches Beiſammenſein iſt überall körperliches und geiſtiges Beiſammenſein, und die ganze Welt der Erinnerung, in der ich zwei Tage lang ſo glücklich gelebt, verſchwand wie ein Schatten, wie ein Nichts, als ich vor ihr ſtand und wirklich bei ihr war. Ich hätte ihr meine Hände auf die Stirn, auf die Augen, auf die Wangen legen mögen, um zu wiſſen, feſt zu wiſſen, daß ſie wirklich da ſei, — nicht nur das Bild, das Tag und Nacht vor meiner Seele geſchwebt, ſondern ein Weſen, das nicht mein war, und doch mein ſein ſollte und wollte; ein Weſen, an das ich glauben konnte wie an mich ſelbſt; ein Weſen, fern von mir, und doch mir näher als mein eigenes Ich; ein Weſen, ohne welches mein Leben kein Leben, ſelbſt mein Tod kein Tod war, ohne welches mein armes Daſein wie ein Seufzer im Unendlichen verhallt wäre. — Ich fühlte es, als meine Gedanken und meine Blicke ſie überſtrömten, daß jetzt in dieſem Augenblick die Seligkeit meines

Daſeins erfüllt ſei, — und ein Schauer durchflog mich, und ich dachte an den Tod, und er ſchien keine Schrecken mehr zu haben; denn dieſe Liebe konnte der Tod nicht zerſtören — nur läutern, veredeln und verewigen.

Es war ſo ſchön mit ihr zu ſchweigen. Auf ihrem Antlitz ſpiegelte ſich die ganze Tiefe ihrer Seele, und wie ich ſie anblickte, ſah und hörte ich ſchon alles was in ihr lag und lebte. „Du thuſt mir leid", ſchien ſie zu ſagen, und wollte es doch nicht ſagen „Sind wir endlich wieder beiſammen? Sei ruhig! Klage nicht! Frage nicht! Zage nicht! Sei mir willkommen! Sei mir nicht bös!" Alles dies blickte aus ihren Augen heraus, und noch immer wagten wir nicht mit einem Worte den Frieden unſerer Seligkeit zu ſtören.

„Haſt du einen Brief vom Hofrath erhalten?" war ihre erſte Frage, und ihre Stimme zitterte bei jedem Worte.

„Nein", erwiderte ich.

Sie ſchwieg eine Weile, dann ſagte ſie: „Viel-

leicht ist es besser, daß es so kam, und daß ich dir selbst alles sage. Mein Freund, wir sehen uns heute zum letzten mal. Laß uns in Frieden scheiden, ohne Klagen, ohne Zorn. Ich habe viel verschuldet, das fühle ich. Ich habe in dein Leben eingegriffen, ohne zu denken, wie auch ein leiser Hauch oft eine Blume entblättert. Ich kenne die Welt so wenig, — ich glaubte nicht, daß ein armes leidendes Wesen, wie ich, dir mehr als Mitleiden einflößen könne. Ich kam dir freundlich und offen entgegen, weil ich dich so lange gekannt, weil ich mich in deiner Nähe so wohl fühlte — warum soll ich es nicht ganz sagen? — weil ich dich liebte. Aber die Welt versteht diese Liebe nicht, und duldet sie nicht. Der Hofrath hat mir die Augen geöffnet. Die ganze Stadt redet von uns; mein Bruder, der Regent, hat an den Fürsten geschrieben, und er verlangt, daß ich dich nie wiedersehe. Ich bereue es tief, daß ich dir diesen Schmerz bereitet. Sage mir, daß du mir verzeihst — und dann laß uns scheiden als Freunde."

Ihre Augen hatten sich mit Thränen gefüllt, und sie schloß sie, damit ich ihre Thränen nicht sehen sollte. „Maria“, sagte ich, „für mich gibt es nur Ein Leben, das ist mit; dir aber auch nur Einen Willen, das ist der deinige. Ja, ich gestehe es dir, ich liebe dich mit aller Glüt der Liebe; aber ich fühle es, ich bin deiner nicht würdig. Du stehst hoch über mir an Adel, an Hoheit, an Reinheit, und ich kann den Gedanken kaum fassen, dich je mein Weib zu nennen. Und doch gibt es keinen andern Weg, auf dem wir zusammen durch das Leben wandeln könnten. Maria, du bist ganz frei, ich verlange kein Opfer. Die Welt ist groß, und wenn du es willst, so sehen wir uns nie wieder. Aber wenn du mich liebst, wenn du fühlst, daß du mir angehörst — o dann laß uns die Welt vergessen und ihr kaltes Urtheil. Auf meinen Armen trage ich dich zum Altar, und kniend will ich dir schwören dein zu sein im Leben und im Tod.“

„Mein Freund“, sagte sie, „wir müssen nie das Unmögliche wollen. Wäre es Gottes Wille

gewesen, daß ein solcher Bund uns in diesem Leben vereinige, würde er mir dann wol die Leiden geschickt haben, die mich unfähig machen, je mehr zu sein als ein hülfloses Kind? Vergiß nicht, daß was wir Schicksal, Umstände, Verhältnisse im Leben nennen, in Wahrheit nur das Werk der Vorsehung ist. Dagegen sich aufzulehnen, ist gegen Gott sich auflehnen, und wäre es nicht kindisch, so könnte man es frevelhaft nennen. Die Menschen wandeln hier auf Erden wie die Sterne am Himmel. Gott hat ihnen die Bahn gezeichnet, auf der sie sich treffen, und wenn sie scheiden sollen, so müssen sie scheiden — ihr Widerstand wäre vergebens, oder er würde die ganze Ordnung der Welt vernichten. Begreifen können wir es nicht, aber wir können vertrauen. Verstehe ich es doch selbst nicht, warum meine Hinneigung zu dir ein Unrecht war. Nein, ein Unrecht kann ich, will ich sie nicht nennen. Aber es kann nicht sein, es soll nicht sein. Mein Freund, dies ist genug — wir müssen uns fügen in Demuth und in Glauben."

Trotz der Ruhe, mit der sie sprach, sah ich, wie tief sie litt, und dennoch hielt ich es für Unrecht den Kampf mit dem Leben so schnell aufzugeben. Ich faßte mich so gut ich konnte, damit kein Wort der Leidenschaft ihr Leiden vermehre, und sagte:

„Wenn dies das letzte mal ist, wo wir uns in diesem Leben treffen, so laß uns klar sehen, wem wir dieses Opfer bringen. Wenn unsere Liebe irgendein höheres Gesetz verletzte, so würde ich mich wie du in Demuth beugen. Es wäre Gott vergessen, gegen einen höhern Willen sich aufzulehnen. Es mag scheinen, als ob der Mensch zuweilen Gott betrügen könnte, als ob seine kleine Klugheit der göttlichen Weisheit etwas abgewinne. Das ist Wahnwitz — und der Mensch, der diesen Titanenkampf beginnt, wird zerschmettert und vernichtet. Aber was steht unserer Liebe entgegen? — Nichts als das Geschwätz der Welt. Ich achte die Gesetze der menschlichen Gesellschaft, ich achte sie, selbst wo sie, wie in unserer Zeit, verkünstelt und ver-

worren ſind. Ein kranker Körper verlangt künſtliche Arzneien, und ohne die Schranken, und Rückſichten, und Vorurtheile der Geſellſchaft, die wir belächeln, wäre es unmöglich, die jetzige Menſchheit zuſammenzuhalten und den Zweck unſers irdiſchen Zuſammenlebens zu erreichen. Wir müſſen dieſen Göttern vieles opfern — und wie die Athener ſchicken wir jedes Jahr ein ſchwerbeladenes Schiff von Jünglingen und Mädchen als Tribut für jenes Ungeheuer, welches das Labyrinth unſerer Geſellſchaft beherrſcht. Es gibt kein Herz mehr, das nicht gebrochen iſt; es gibt keinen Menſchen von wahrem Gefühl, der ſeiner Liebe nicht die Flügel hat knicken müſſen, ehe ſie in dem Käfig der Geſellſchaft zur Ruhe kam. Das muß ſo ſein, das kann nicht anders ſein. Du kennſt das Leben nicht, aber wenn ich nur an meine Freunde denke, ich könnte dir viele Bände von Trauerſpielen erzählen. Der Eine liebte ein Mädchen und ward wiedergeliebt. Aber er war arm, ſie war reich. Die Väter und Vettern zankten und höhnten, und zwei Herzen waren gebrochen. Warum? Weil die Welt es für ein

Unglück hält, daß eine Frau ein Kleid trage, das aus der Wolle eines Baums in Amerika, und nicht aus den Fasern eines Wurms in China gemacht ist.

„Ein Anderer liebte ein Mädchen und ward wiedergeliebt. Aber er war Protestant, sie war Katholikin. Die Mütter und Priester stifteten Unfrieden, und zwei Herzen waren gebrochen. Warum? Wegen des politischen Schachspiels, welches Karl V., Franz I. und Heinrich VIII. vor drei Jahrhunderten miteinander spielten.

„Ein Dritter liebte ein Mädchen und ward wiedergeliebt. Aber er war adelich, sie war bürgerlich. Die Schwestern eiferten und geifertern, und zwei Herzen waren gebrochen. Warum? Weil vor hundert Jahren ein Soldat einen andern erschlug, der in der Schlacht das Leben des Königs bedrohte. Dies gab ihm Titel und Ehren, und sein Großenkel sühnt mit einem verfehlten Leben das Blut, was damals geflossen.

„Die Statistiker sagen, es werde jede Stunde ein Herz gebrochen — und ich glaubte es. Aber warum? Fast überall weil die Welt keine Liebe

zwiſchen fremden Menſchen anerkennt, es ſei denn zwiſchen Mann und Frau. Wenn zwei Mädchen denſelben Mann lieben — ſo muß die eine als Opfer fallen. Wenn zwei Männer daſſelbe Mädchen lieben, ſo fällt der eine oder beide als Opfer. Warum? — Kann man denn kein Mädchen lieben, ohne es heirathen zu wollen? — Kann man kein Weib anſehen, ohne ſeiner zu begehren? Du ſchließeſt die Augen, und ich fühle, ich habe zu viel geſagt. Die Welt hat das Heiligſte, was es im Leben gibt, zum Gemeinſten gemacht. Aber Maria, genug! Laß uns die Sprache der Welt reden, wenn wir in ihr und mit ihr reden und handeln müſſen. Aber laß uns Ein Heiligthum bewahren wo zwei Herzen die reine Sprache des Herzens reden können, unbekümmert um das Toben der Welt da draußen. Die Welt ſelbſt ehrt dieſe Zurückgezogenheit, dieſen muthigen Widerſtand, den edle Herzen im Bewußtſein ihrer Rechte dem gewöhnlichen Laufe der Dinge entgegenſetzen. Die Rückſichten, die Ziemlichkeiten, die Vorurtheile der Welt ſind wie eine Schlingpflanze. Es iſt ſchön, wenn ein grüner Epheu mit

ſeinen tauſend Ranken und Wurzeln ein feſtes Mauerwerk verziert; aber er darf uns nicht überwuchern, ſonſt dringt er in alle Fugen unſers Baues, und zerſtört den Kitt, der uns ſelbſt im Innern zuſammenhält. Sei mein, Maria, — folge der Stimme deines Herzens. Das Wort, was jetzt auf deinen Lippen ſchwebt, entſcheidet für immer über dein und mein Leben, über dein und mein Glück.“

Ich ſchwieg. Ihre Hand, die ich in der meinigen hielt, erwiderte den warmen Druck des Herzens. In ihr wogte und ſtürmte es, und der blaue Himmel, der vor mir lag, ſchien nie ſo ſchön als jetzt, wo der Sturm Wolke auf Wolke vorübertrieb.

„Und warum liebſt du mich?“ ſagte ſie leiſe, als ob ſie den Augenblick der Entſcheidung noch immer verzögern müßte.

„Warum? Maria! Frage das Kind, warum es geboren wird; frage die Blume, warum ſie blüht; frage die Sonne, warum ſie leuchtet. Ich liebe dich, weil ich dich lieben muß. Doch wenn ich dir noch mehr ſagen ſoll, laß dieſes Buch, was

bei dir liegt, und was du ſo gern haſt, für mich ſprechen:

«Das beste solte das liebste sin, und in diser libe solte nicht angesehen werden nuß und unnutz, fromen oder schaden, gewin oder vorlust, êre oder unêre, lob oder unlob oder diser keins, sunder was in der wârheit das edelste und das aller beste ist, das solt auch das allerliebste sin, und umb nichts anders dan allein umb das, das es das edelst und das beste ist. Hie nâch mocht ein mensche sin leben gerîchten von ûſsen und von innen. Von ûſsen: wan under den creâtûren ist eins besser dan das ander, dar nâch dan das êwig gût in einem mêr oder minner schinet und wurket dan in dem andern. In welchem nun das êwig gût aller meist schinet, lûchtet, wurket und bekant und geliebet wirt, das ist ouch das beste under den creâtûren; und in welchem dis minst ist, das ist ouch das aller minst gût. Sô nu der mensche die creâtûr handelt und dâ mit umb gêt, und disen underscheit bekennet, sô sol im ie die beste creâtûr

die liebste sin und sol sich mit flis zu ir halden und sich dâ mit voreinigen . . .»

„Maria, weil du die beste Creatur bist, die ich kenne, darum bin ich dir gut, darum bist du mir lieb — darum lieben wir uns. Sage das Wort, das in dir lebt, sage daß du mein bist; verleugne nicht dein innerstes Gefühl. Gott hat dir ein leidendes Leben geschenkt — er schickt mich dir, um mit dir zu leiden. Dein Leiden soll mein Leiden sein, und wir wollen es zusammen tragen, wie ein Schiff die schweren Segel trägt, die es durch die Stürme des Lebens endlich in den sichern Hafen führen."

Es wurde stiller und stiller in ihr. — Das leichte Roth spielte auf ihren Wangen wie ein stilles Abendroth. Da öffnete sie die Augen weit — die Sonne leuchtete noch einmal auf mit wunderbarem Schimmer —

„Ich bin dein", sagte sie; Gott will es. Nimm mich, so wie ich bin — so lange ich lebe bin ich dein, und möge Gott uns in einem schönern Leben wieder zusammenführen und dir deine Liebe lohnen."

Wir lagen uns Bruſt an Bruſt — meine Lippen ſchloſſen mit leiſem Kuß die Lippen, auf denen ſoeben der Segen meines Lebens geſchwebt hatte. Die Zeit ſtand ſtill für uns, die Welt um uns war verſchwunden. Da drang ein tiefer Seufzer aus ihrer Bruſt. „Möge Gott mir dieſe Seligkeit verzeihen", flüſterte ſie. „Jetzt laß mich allein — ich ertrage es nicht mehr. Auf Wiederſehen, mein Freund, mein Geliebter, mein Retter!"

Das waren die letzten Worte, die ich von ihr gehört. Doch nein — ich war nach Haus gegangen und lag in bangen Träumen auf meinem Lager. Es war Mitternacht vorbei, als der Hofrath in mein Zimmer trat. „Unſer Engel iſt im Himmel", ſagte er; „hier iſt der letzte Gruß, den ſie dir ſendet." Mit dieſen Worten gab er mir einen Brief. Er enthielt den Ring, den ſie mir und den ich ihr einſt gegeben, mit den Worten: **Wie Gott will.** Er war in ein altes Papier gewickelt, und darauf hatte ſie einſt die

Worte geschrieben, die ich ihr als Kind gesagt: „Was dein ist, das ist mein. Deine Maria.“

Stundenlang saßen wir beide zusammen, ohne ein Wort zu sagen. Es war eine geistige Ohnmacht, die uns der Himmel schickt, wenn die Last der Schmerzen zu groß wird, als daß wir sie tragen könnten. Endlich erhob sich der alte Mann, nahm meine Hand und sagte: „Wir sehen uns heute zum letzten mal, denn du mußt fort von hier, und meine Tage sind gezählt. Es ist nur Eins, was ich dir sagen muß — ein Geheimniß, was ich mein ganzes Leben mit mir getragen und niemand gestanden habe. Ich sehne mich danach es einem zu beichten. Höre mir zu. Die Seele, die von uns geschieden ist, war eine schöne Seele, ein herrlicher, reiner Geist, ein tiefes, treues Herz. Ich kannte eine Seele, so schön wie sie, — noch schöner! Das war ihre Mutter. Ich liebte ihre Mutter, ihre Mutter liebte mich. Wir waren beide arm, und ich kämpfte mit dem Leben, um mir und ihr eine ehrenvolle Stellung in der Welt zu verschaffen. Der junge Fürst sah meine Braut und liebte sie. Er war mein Fürst,

er liebte sie innig, er war bereit ihr alle Opfer zu bringen und sie, die arme Waise, zur Fürstin zu erheben. Ich liebte sie so, daß ich mein Glück meiner Liebe zu ihr opferte. Ich verließ meine Heimat und schrieb ihr, ich gebe ihr ihr Wort zurück. Ich habe sie nie wiedergesehen, als auf ihrem Todtenbette. Sie starb bei der Geburt ihrer ersten Tochter. Jetzt weißt du, warum ich deine Maria geliebt und ihr Leben von Tag zu Tag gefristet habe. Sie war das einzige Wesen, was mein Herz noch an dieses Leben fesselte. Trage das Leben, wie ich es getragen. Verliere keinen Tag in eitler Trauer. Hilf den Menschen, wo du kannst; liebe sie, und danke Gott, daß du ein solches Menschenherz wie das ihrige auf Erden gesehen, gekannt, geliebt — und verloren hast."

„Wie Gott will", sagte ich, und wir schieden fürs Leben.

Und Tage, und Wochen, und Monde, und Jahre sind hingegangen — die Heimat ist mir zur Fremde

und die Fremde zur Heimat geworden. Aber ihre Liebe ist mir geblieben, und wie eine Thräne in das Meer fällt, so ist die Liebe zu ihr in das lebendige Meer der Menschheit gefallen, und durchdringt und umschlingt Millionen — Millionen „fremder Menschen", die ich von Kindheit an so lieb gehabt.

Nur an stillen Sommertagen, wie heute, wo man allein im grünen Walde der Natur am Herzen liegt, und nicht weiß, ob es draußen noch Menschen gibt, oder ob man allein, ganz allein auf dieser Erde lebt, da regt es sich auf dem Gottesacker der Erinnerung, die todten Gedanken stehen wieder auf, die ganze Allmacht der Liebe kehrt in das Herz zurück und strömt hin auf jenes schönes Wesen, das mich wieder anschaut mit seinen tiefen, unerforschlichen Augen; und dann ist's als ob die Liebe zu Millionen verschwände in der Liebe zu der Einen — zu meinem guten Engel, — und meine Gedanken verstummen vor dem unerforschlichen Räthsel der endlichen und der unendlichen Liebe.

BIBLIOTECA NAZIONALE V. E. III.
612341

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

BIBLIOTECA